

Die Katze in der Frühen Neuzeit

Stationen auf dem Weg zur Seelenverwandten des Menschen

Mark Hengerer¹

„Vraiment, dit maître Chat,
Les Moineaux ont un goût exquis et délicat!
Cette réflexion fit aussi croquer l'autre.
Quelle Morale puis-je inférer de ce fait?“

„Wahrlich, sagt Meister Kater,
Sperlinge schmecken fabelhaft und köstlich!
Diese Überlegung ließ ihn auch den andern fressen.
Was ist die Moral von der Geschicht?“

LaFontaine, Fabeln, XII,2

Einleitung

Wildkatzen waren schon vor Jahrtausenden in ganz Europa verbreitet. Die von diesen abstammenden Hauskatzen dagegen finden sich im südlichen Europa erst seit den letzten vorchristlichen Jahrhunderten: Im alten Griechenland sind eindeutige Darstellungen von Hauskatzen bereits aus der Zeit um 480 und 440 v. Chr. überliefert, im nördlichen Europa findet sich die Hauskatze im Wesentlichen seit den ersten nachchristlichen Jahrhunderten. Der Schwerpunkt des Auftretens im Gebiet der römischen Provinzen lag im 1. bis 3. Jahrhundert, im keltischen bzw. germanischen Raum war die Streuung breiter und reichte von der vorchristlichen Zeit bis ins sechste Jahrhundert. In Hildesheim-Bavenstedt beispielsweise lässt sich die Hauskatze archäologisch im 3. bis 5. Jahrhundert n. Chr. nachweisen, in Wiesbaden-Biebrich seit dem 6. Jahrhundert.² Der Mensch der Frühen Neuzeit, jener Epoche mit den Eckpunkten Renaissance und Reformation einerseits und Aufklärung und Revolution andererseits (ca. 1480–1800), hatte also bereits eine Zeitspanne von mindestens 1000 Jahren mit der Hauskatze verbracht.

¹ Für die Anregung, sich mit der Geschichte der Katze in der Frühen Neuzeit zu beschäftigen, danke ich Prof. Dr. Clemens Wischermann, für kunsthistorischen Rat Dr. Friedrich Polleroß und Dr. Joost Van der Auwera, für Literaturhinweise zum Abschnitt „Königskatzen“ Dr. Leonhard Horowski. Meiner Frau und meinen Freunden danke ich für die Geduld, mit der sie ertragen, dass ich Museen seither nicht mehr betreten kann, ohne vielleicht wirklich zu ausgiebig nach Darstellungen von Katzen zu suchen.

Dennoch hatte die Domestikation der Katze nicht dazu geführt, dass die Katze unstreitig – wie der Hund – als soziales Wesen wahrgenommen wurde. Im Gegenteil: An der Katze entzündete sich (auch) die Frage der Grenzen der sozialen Welt. Der französische Autor Moncrif gab bezeichnenderweise in seiner 1727 erschienenen „Histoire des chats“ an prominenter Stelle das Hauptargument der Gegner von Katzen wieder: Diese seien es niemals gewesen, seien es nicht und würden es niemals sein, etwas anderes als gefährliche, unsoziale Tiere.³ Daß Moncrif dieses Argument nun gerade nicht teilte, veranlasste ihn zu seiner Streitschrift für die Katze.

An diesem Streit über die Frage, ob (und wenn ja, in welcher Weise) die Katze ein soziales Wesen sei, wird sichtbar, dass der Begriff des Sozialen in der Frühen Neuzeit im Fluss war. Es war nicht abschließend geklärt, wo Gesellschaft begann und wo sie endete, wer in welcher Weise dazugehörte; etwa nicht eindeutig lebende Menschen, wie etwa die Verstorbenen bzw. ihre Geister,⁴ Dämonen oder eben auch Tiere. Diese Grenzen wurden in der Frühen Neuzeit neu gezogen. Auf einer weiteren Ebene aber wurde die Funktionalität der Katze stets anerkannt, fing sie, auch wenn sie als Verkörperung eines Dämons gefürchtet werden konnte, doch immer noch Mäuse und Ratten. Dies schätzten meist selbst ihre Gegner, wenn sie auch etwa im 19. Jahrhundert daran eigens erinnert werden mussten.⁵ Die Geschichte der Katze und der Sicht des Menschen auf diese spiegelt so auch das Nebeneinander von übergeordneten Ordnungsvorstellungen. Vor diesem vielschichtigen, aber uneinheitlichen Hintergrund der Belegung der Katze mit den widersprüchlichen Eigenschaften: *sozial/unsozial* – *nützlich* entfaltet sich in der frühen Neuzeit eine äußerst heterogene, widerspruchsvolle Sichtweise auf Katzen, welche sich in einigen Aspekten in der Moderne ohne sonderlich wirksame Brüche munter fortzusetzen scheint.⁶ Zwischen dem Alltag von Mensch und Tier und der Rolle der Katze in der bildenden Kunst klafft dabei allerdings eine erhebliche Lücke – eine Lücke, die sich in der Frühen Neuzeit aufgrund zahlreicher

-
- 2 Norbert Benecke: Der Mensch und seine Haustiere. Die Geschichte einer jahrtausendealten Beziehung, Stuttgart 1994, S. 345–351. Ausführlich zu Katzen in den mittelalterlichen Funden in Schleswig vgl. Norbert Spahn: Untersuchungen an Skelettresten von Hunden und Katzen aus dem mittelalterlichen Schleswig. Ausgrabung Schild 1971–1975, Neumünster 1986, S. 45–67. Bemerkenswert ist, dass nur rund 40% der Katzen älter wurden als ein Jahr, etwa 40% der Katzen im Alter von neun bis zwölf Monaten starben, die restlichen 20% in den ersten Lebensmonaten – und dass sie der „Regulierung von Getreidevorratsschädlingen“ dienten; auch Katzenfelle wurden verwendet, ebd., S. 66 f.
 - 3 F.A. Paradis de Moncrif: Histoire des chats [1727]. Edition ornée d'un portrait-frontispice avec une Introduction par Georges Grappe, Paris 1909, S. 26. „[...] les Chats n'ont été, ne sont, et ne seront jamais que des animaux dangereux, insociables.“ Zu Moncrif und seinem Katzenbuch vgl. Edward P. Shaw: François-Augustin Paradis de Moncrif (1687–1770), New York 1958, S. 24–29. Champfleury: Les chats. Histoire – mœurs – observations – anecdotes – Illustré de 52 dessins par Eugène Delacroix, Viollet-Le-Duc, Mérimée, Manet [...], Paris 1869, ein großer Katzenliebhaber, widmete der Frage, ob Katzen Haustiere „animal domestique“ seien, ein ganzes Kapitel, S. 133–142.
 - 4 Vgl. dazu ausführlich Jean-Claude Schmitt: Les revenants. Les vivants et les morts dans la société médiévale, Paris 1994.
 - 5 Champfleury, Les chats, S. 72.

Zuwächse im Bereich sozialer wie symbolischer Ambivalenzen zu schließen beginnt.

Im enggesteckten Rahmen dieses Beitrags werden daher am Anfang Alltagsminiaturen des Zusammenlebens von Katzen und Menschen aus verschiedenen sozialen Gruppen und Jahrhunderten der Frühen Neuzeit skizziert.⁷ So wird ein Bogen gespannt von einem Mönch und einer Familie aus dem Köln des 15. und 16. Jahrhunderts über die Welt des französischen Hofes des 17. und 18. Jahrhunderts zu französischen Handwerkern des 18. Jahrhunderts. Im folgenden Abschnitt geht es um die ambivalente Verortung der Katze in den magischen und aufgeklärten Weltbildern der Frühen Neuzeit und um ihre Stellung in der bildenden Kunst im Bereich von Religion und Sexualität. Den Sprung zum Seelenverwandten des Menschen schafft die Katze, als der Mensch unter dem Eindruck eines sich wandelnden Naturbegriffs und Menschenbilds trotz erheblicher Wissenszuwächse sich selbst immer weniger versteht und diese Intransparenz in der Katze repräsentiert sieht; eine Intransparenz, die dieses Tier zudem im Gegensatz zum Hund als freies, ungebundenes, individualistisches Tier erscheinen lässt. Weil auch Sozialität und Herrschaft sich aber um 1800 nicht mehr primär aus persönlicher Zuverlässigkeit, sondern funktional erklären lassen, kann die Katze dem Hunde auch in diesem symbolischen Raum Konkurrenz machen.

Die hier angedeuteten Entwicklungen waren nicht die einzigen, sie waren auch keine Einbahnstraßen – der Befund ist unendlich viel reicher als sich hier darstellen lässt. Alte Praktiken im Umgang mit Katzen und Sichtweisen auf diese bestanden fort, wenn auch mitunter in scheinbar neuem Kleide; was die Einstellungen von Menschen zu Katzen anbetrifft, leben wir heute gleichzeitig in Mittelalter, Früher Neuzeit und der Moderne; was in der Frühen Neuzeit hinzukam, ist ein Zuwachs an Komplexität und Ambivalenz, der paradoxerweise gerade in der Katze eine Symbolisierung fand und findet.

6 In die von Jutta Nowosadtko: Zwischen Ausbeutung und Tabu. Nutztiere in der Frühen Neuzeit, in: Paul Münch, (Hg.): Tiere und Menschen. Geschichte und Aktualität eines prekären Verhältnisses, Paderborn/München/Wien/Zürich 1998, S. 247–274, S. 255, rekonstruierten historischen Klassifikationsmuster passt die Katze ebenfalls nicht recht hinein: Die Koordinaten sind: Ungeziefer, Raubtiere, Lusttiere, Wildtiere, Jagdtiere – essbar, nützlich, ungenießbar, schädlich, zahm, wild. Gegessen wurden Katzen, wenn dann widerwillig oder häufig auch unwissentlich (vgl. nach den Etappenphasen des ersten Weltkriegs): 1797 setzte die bayerische Kurfürstin Maria Leopoldine dem kaiserlichen Gesandten Graf Sailer eine Katze vor und registrierte sein Essen schadenfroh, ebd., S. 269.

7 Die Geschichtsforschung interessiert sich seit der Rezeption anthropologischer Fragestellungen zwar verstärkt für Mensch-Tier-Beziehungen (Gert Dressel: Historische Anthropologie. Eine Einführung, Wien/Köln/Weimar 1996, S. 154 f.), doch kann man in Bezug auf die Geschichte der Frühen Neuzeit für die Katze noch kaum von einem entwickelten Forschungsstand sprechen; vgl. Wolfgang Herborn: Hund und Katze im städtischen und ländlichen Leben im Raum um Köln während des ausgehenden Mittelalters und der frühen Neuzeit, in: Gunther Hirschfelder (Hg.): Kulturen – Sprachen – Übergänge. Festschrift H.L. Cox zum 65. Geburtstag, Köln/Weimar/Wien 2000, S. 397–413, S. 397–379, bes. S. 397, Anm. 1. Vgl. aber Siegfried Becker und Andreas C. Bimmer (Hg.): Mensch und Tier. Kulturwissenschaftliche Aspekte einer Sozialbeziehung, Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung NF, Band 27, Marburg 1991, sowie insbesondere einige der Beiträge aus Münch, Tiere und Menschen.

Drei Einblicke

Kölner Katzen

Gleich die erste Katze, die in den von Wolfgang Herborn ausgewerteten spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Kölner Quellen zur Geschichte von Hund und Katze auftaucht, erscheint als Missetäterin. Ein Kölner Mönch hatte im Jahr 1418 in Deventer eine Handschrift kopiert, sah sich aber genötigt, zu begründen, warum ein Teil einer Seite braunfleckig und nicht beschrieben war: „Hier fehlt nichts, sondern der Kater hat eines Nachts darüber gepinkelt.“ Weiter schimpfte er schriftlich auf den Kater: „Schande über den Kater. Schande über den schlimmen Kater, der gepisst hat über dieses Buch nachts in Deventer, und ebenso über alle übrigen Kater um seinetwillen; und man hüte sich sehr, Bücher während der Nacht offen liegen zu lassen, wo Kater hinkommen können.“⁸ In Klöstern lebten also Katzen, konnten sich dort zumindest recht frei bewegen, wenn auch nicht immer zur Freude der Menschen. Dass den mittelalterlichen Mönchen freilich der Nutzen mäusefangender Katzen vor Augen stand, bezeugt eine Abbildung aus einem Psalter des 13. Jahrhunderts: Ein Kater lässt einen Faden herunterbaumeln, an dem drei Mäuse zu ihm heraufklettern.⁹ So ist die Geschichte des Kölner Mönches mehr als amüsant – sie zeigt, dass selbst eine nächtlich aktive und schädigende Katze nicht unbedingt gleich mit Dämonen in Verbindung gebracht wird, sondern dass sie als Teil der Lebenswelt betrachtet und die menschliche Unvorsichtigkeit gesehen wird.

Weit mehr als aus diesen Zeilen erfahren wir über Katzen aus der Chronik des Kölners Hermann von Weinsberg, welche die Zeit von 1517 bis 1597 abdeckt. Weinsberg schrieb 1561, als er seine Chronik begann, von einem Besuch in Dormagen, damals noch ein Dorf, aus dem seine Mutter kam. In seiner Aufzählung der Tierwelt des Bauernhofes kommen Hund und Katze aber nicht vor: Dies ist nicht nur ein Indiz dafür, dass diese Tiere für den Städter nichts Besonderes waren, sondern auch dafür, dass Weinsbergs Interesse für diese Tiere nicht besonders ausgeprägt war.¹⁰ Wie solch ein Bauernhof idealtypisch ausgesehen haben mag, und dass Katzen dazugehörten, zeigt eine Abbildung des Inneren eines Bauernhauses (Abb. 1). Es zeigt eine Katze in der Krippe sitzend, eine andere ist zusammen mit den aus der flachen Schüssel essen den Kindern abgebildet: Sie bedient sich gleichfalls aus der Schüssel.¹¹

In seinem Haushalt hielt Weinsberg mehrere Katzen. 1595 erwähnte er in seiner Chronik den Tod einer Katze, jedoch – vor allem im Vergleich mit der Darstellung des

8 Zitiert nach Herborn, Hund und Katze, S. 400 f. Der erste Text lautet im Original: „Hic non defectus est, sed cattus minxit desuper nocte quadam.“ Der zweite lautet: „Confundatur cattus. Confundatur pessimus cattus qui minxit super librum in nocte Daventrie, et similiter omnes alii propter illum; et cavendum, ne permittantur libri aperti per noctem, ubi catti venire possunt.“

9 Abbildung bei Gertrud Lauffs-Ruf: Die Katze im Volksbrauch und Volksglauben, Leipzig 1943, S. 24.

10 Herborn, Hund und Katze, S. 401 f.



Abb. 1: Maerten van Cleve, *Bauernhaus*, Detail.

- 11 Maerten van Cleve (1527–1581): „Bauernhaus“ (Detail), Abb. bei Elisabeth Foucart-Walter und Pierre Rosenberg: *Die Maler und die Katzen. Katzen in der Malerei des Abendlandes vom 15. bis 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1988, S. 78 f. Gewertet wird diese Darstellung als „glückliche Harmonie zwischen den Menschen und zwischen Menschen und Tieren“ (ebd., S. 78). Das gemeinsame Essen aus der Schüssel mag gleichfalls in einem magischen Traditionszusammenhang gesehen werden, wurde doch die ordentliche Fütterung der Katze (oft mit Teilen des gemeinsamen Essens) vielerorts als bedeutsam für das Wohlergehen des Haushaltes betrachtet, vgl. Lauffs-Ruf, *Volksbrauch*, S. 20–22.

gewaltsamen Todes des Hundes seines Vaters (das Tier war erstochen vor der Haustüre gefunden worden) im Jahre 1530 – weniger emotional und mehr um der Unterhaltsamkeit seiner Chronik willen.¹² Die zum Hausstand gehörigen Personen waren darüber „bekummert“. Die Katze war von einer anderen, schwarzen Katze, die schon häufiger in das Haus eingedrungen war, an der Kehle schwer verletzt worden.¹³ Über diesen Umstand waren die Hausbewohner erbost („zornich“) und sann auf Rache, wie sie in der Welt der Menschen eine Parallele hatte: Einer war der Auffassung, da diese Katze Gewalt im eigenen Haus begangen habe, geschehe ihr recht, wenn man ihr den Kopf abschlage. Die Kinder wollten mit Degen und Beilen die Übeltäterin erlegen, andere ihr eine Schlinge legen, sie fangen, geisseln und hängen.¹⁴

Es wurden in der Folge mehrere Wundärzte („barbirern“) konsultiert, welche die Wunde der Katze aber für tödlich hielten und sie daher nicht behandeln wollten. Die Katze wurde sodann an einem besonderen Ort, an den die angreifende Katze nicht gelangen konnte, in eine Bettstelle gelegt und bis zu ihrem Tode gut gefüttert, wobei auch ein junger Kater, ihr Sohn, zu ihr gelassen wurde.¹⁵ Als sie gestorben war, wurde sie „beclagt“, war sie doch eine gute Mausefängerin („meusersche“) gewesen und hatte über zwanzig Jahre bei der Familie gelebt. Diese Katze hatte einst Weinsbergs Mutter anschaffen lassen, weshalb ihr zu Ehren – womöglich aber auch um der Katze selbst willen – das tote Tier nicht auf die Straße geworfen, sondern auf dem Grundstück unter einem Weinstock bestattet wurde.¹⁶ Sonst war es durchaus üblich, dass tote Tiere auf die Straße geworfen wurden. Herborn führt einen Beleg aus dem Schriftsatz eines Prozesses dafür an, dass man sich toter Katzen und anderer toter Tiere an unbebauten Stellen in der Stadt entledigte, dass „die verstorbene schwein, hundert und katzen und andere unflaterey darin bey nachtlicher unzeit geworffen wurden und [...] eine guete perfumada zu geben pfllegt.“¹⁷

Dass das enge Zusammenleben mit den Katzen in nicht völlig abgeschlossenen oder abschließbaren Häusern im Alltag – oder eher häufiger des nachts – Ärger bereitete, belegt die Schilderung, wonach der junge Kater sich „oft mit der backhaus katzen

12 Herborn, Hund und Katze, S. 402 f. Den Hund betrauerte Weinsberg, „als were es ein mensch gewest“ (zitiert nach ebd., S. 403). Die wörtlichen Zitate aus der Chronik Weinsbergs im Folgenden nach Josef Stein (Bearb.): Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert, Band 5, Bonn 1926 (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde, 16), S. 410; vgl. auch die Darstellung bei Herborn, Hund und Katze, S. 405 f.

13 „[...] ein fremde kolswartze katz [...] das ketzgin zerbissen und ein gross stuck vels unden uss dem hals gerissen hat, das im die keil wunt war und nit wol essen kunt [...]“.

14 „Einer meint, sie het gewalt in unsem haus begangen, wan ir recht geschege, sult man ir den kop abhauwen. Die kinder wollten mit degen und beieln dran; die andern wollten ir strick lagen, fangen, geisseln und hängen.“

15 „Es wart hinden uff den alten Torn uffs bet gebracht, dar im gut essen und trinken bracht wart, das die mortsche katz nit zu im mogt komen, auch ir sohn, der jonge katter zu ir gelaissen [...]“.

16 „[...] wulden das doede ketzgin mottern zu ehren nit zur schaden uff die strass werfen, dan begroven es hinden uff den hoff under einen weinstock am winkel bei dem Torn.“

17 Herborn, Hund und Katze, S. 406. In Nürnberg war dies für totes Vieh allgemein schon im 13./14. Jahrhundert verboten (Joseph Baader (Hg.): Nürnberger Polizeiordnungen aus dem XIII bis XV Jahrhundert, Stuttgart 1861, ND Amsterdam 1966, S. 276).

in der nacht im haus gereufft und gebissen, das jeder darvon erwachet und das haus vol hars gelegen hat.“¹⁸ Eine Übertreibung scheint hier nicht vorzuliegen, bezeugt doch auch eine andere Quelle die schlafraubenden nächtlichen Kämpfe zwischen Katzen der Nachbarschaft.¹⁹

Problematisch bei der Katzenhaltung war zudem die von den Tieren – auch von anderen Autoren konstatierte²⁰ – ausgehende Feuergefahr. Eine Katze Weinsbergs hatte einmal am warmen Feuer gelegen, einige glühende Stücke gerieten in ihr Fell und sie trug sie auf ihrer Flucht auf den Boden, wo Späne Feuer fingen; weil es Tag war, wurde der Funkenflug bemerkt und der schon entstandene Brand gelöscht.²¹ Einfluss auf die Katzenhaltung hatte dieser Zwischenfall jedoch keinen.

Das Verhältnis Weinsbergs zu Katzen scheint trotz der Schwierigkeiten frei gewesen zu sein von magischen Praktiken oder Sichtweisen; doch mag in dem Hinweis auf die Farbe der angreifenden Katze – dies war eine „kolschwarze“ Katze – eine Spur der Scheu vor ganz schwarzen Katzen gesehen werden. Ebenso ist die Bestattung unter dem Weinstock bemerkenswert, glaubte man doch in der Frühen Neuzeit (stellenweise bis ins 20. Jahrhundert) vielerorts, dass eine unter einem Obstbaum vergrabene Katze diesen stärkte und einen guten Ertrag förderte.²² Einen expliziten Hinweis darauf, dass dies im konkreten Fall der Katze Weinsbergs eine Rolle spielte, gibt es aber nicht.

Königskatzen

Katzen hielt auch König Ludwig XIV. von Frankreich (regierte 1643–1715), obschon der Hund das bei Herrschern und bei Hof weit stärker präsenste Tier war.²³ So scheint die Katzenhaltung in dem Fall, den ein Graf von Cheverny in seinen Memoiren beschrieb, vor allem dem Umstand geschuldet zu sein, dass das Tier ein besonders edles und kostbares, also ein Repräsentations- und Schaustück war: „un chat matou angora

18 Stein, Buch Weinsberg, S. 410.

19 Vgl. unten Abschnitt II. 3.

20 Johann Heinrich Zedler: Grosses vollständiges Universallexikon, Halle 1732–1754, Lemma „Katze“.

21 „Das haus Weinsberg hat auch brantz halber in groisser sorgen gestanden [...]. Eins hat ein katz in der heisser eschen gelegen und wie sei verdreven wart, bleiffen ir etliche gelodige kolger an den haren hangen und damit leuff sie bouen uff ein leuff, da vil affgeschaffte denen spein lagen, und die ginken an und branten und die funken flogen zur finstern aus, das man sie uff den steinwech fallen sach. Diweil es aber im hellen tag weiss, leiffen all gesinde zu mit wasser und leschten das fewr, sunst, were es in der nacht gewest, dashaus weir ain zweivel auffgebrant.“ Stein, Buch Weinsberg, S. 456; vgl. auch die Darstellung bei Herborn, Hund und Katze, S. 406.

22 Lauffs-Ruf, Volksbrauch, S. 3 und S. 8 f.

23 Die ungedruckte Dissertation von Andrea Scheichl „Cammerhundt, Schweiczerkue und Tigertier“ über die Haustiere der Habsburger war in der Österreichischen Nationalbibliothek bei meiner Recherche nicht an ihrem Platz und daher leider unzugänglich. Allerdings bieten etwa die Hofzahlamtsbücher im Wiener Hofkammerarchiv einiges Material zur Haltung insbesondere von Löwen und Tigern besonders im 16. Jahrhundert.

blanc“ (ein weißer Angorakater), zudem noch „von einer beeindruckenden Größe und das sanfteste und das umgänglichsste Tier seiner Art“. ²⁴ Diese Katze schlief im Ratskabinett auf einem Kissen aus Damast und dort, wo es besonders warm war, inmitten des großen Kamins. In diesem Raum hielten sich einige jüngere gutgelaunte Höflinge auf, die dort den König erwarteten. Einer der Anwesenden, ein Champcenetz, fragte in die Runde, ob sie nicht wüssten, dass er die Katze in wenigen Minuten zum Tanzen bringen könne. Die Angesprochenen lachten und sagten, das würde wohl nicht gehen. Darauf zog Champcenetz ein Fläschchen hervor, streichelte die Katze und ließ „eau de mille fleurs“ über ihre Tatzen fließen. Die Katze schlief kurz ein, worauf die einen die Wette schon gewonnen sahen, doch sprang sie dann auf und rannte wild und doch bizarr durch den Raum, über den Ratstisch, die Tabourets und den Sessel des Königs; die Höflinge brachen darob in Gelächter aus. ²⁵

Just in diesem Moment kam der König in den Raum, wie eine „bombe“. Die Herren nahmen Haltung an, während der König nach dem Grund der Heiterkeit fragte, der zunächst verleugnet wurde. Doch nahm die Katze in diesem Moment ihren „Tanz“ wieder auf und rannte wild umher; der König fragte daher nochmals und direkt, was hier passiere, und was man mit seiner Katze gemacht habe; er wolle das wissen. Champcenetz zögerte, erzählte aber doch die Geschichte, während die Katze weitere Sprünge machte – hier flocht der Autor ein Wortspiel ein, bezeichnet er diese Sprünge doch mit dem französischen Ballettfachausdruck als „entrechats“. Der Versuch der Höflinge, durch ein Lächeln beim Zuhören die Situation aufzuhellen, scheiterte, der König verzog sein Gesicht und schloss: „Meine Herren, das hier lasse ich durchgehen; aber ich gehe davon aus, dass, wenn Sie sich amüsieren wollen, dies nicht auf Kosten meiner Katze geht.“ Dies sagte er „so trocken, dass niemand seither die Katze zum Tanzen brachte.“ ²⁶

Diese Geschichte belegt wiederum, dass die Stellung der Katze ambivalent war; als Repräsentationsstück genoss sie beste Behandlung, war aber Gegenstand von – für das heutige Verständnis – ziemlich groben Scherzen. Bezeichnend ist die Reaktion Ludwigs XIV. Der König stellte seine Autorität wieder her, war der Übergriff auf seine Katze und das Chaos in seinem Kabinettsraum doch eine Missachtung seiner Ansprüche an das Verhalten seiner Höflinge ihm gegenüber. Von dem, was weiter mit der Katze geschah, erfahren wir nichts. Die Zuneigung des Königs scheint denn auch besonders einem Hund gegolten zu haben, der sinnigerweise der „race de king-charles“ zugeordnet wurde. Der König war der einzige, der ihn streichelte, was ihm deshalb

24 [Jean-Nicolas Comte] de Cheverny Dufort: Mémoires. Texte établi, présenté et annoté par Jean-Pierre Guicciardi, Paris 1990, S. 143. „d’une grosseur prodigieuse, le plus doux et le plus familier des animaux de son espèce“. Auch der Kardinal Richelieu hielt mehrere Katzen, aber nur junge, im Alter von etwa drei Monaten ließ er neue junge heranbringen (Champfleury, Les chats, S. 91 f.). Lord Chesterfield, ein sehr bekannter englischer Aristokrat des 18. Jahrhunderts, hinterließ seinen Katzen eine Pension, ebd., S. 76.

25 Dufort, Mémoires, S. 143: „Eau de mille fleurs“ könnte evtl. ein Tausendguldenkrautextrakt sein, eher ist es ein Extrakt aus Rinder-Fäkalien; sicher ist beides nicht.

26 Dufort, Mémoires, S. 143, Hervorhebung M.H.

noch mehr schmeichelte, weil er – so der Memoirenschreiber – wusste, dass dieses Tier ihn um seiner selbst willen liebte und darin wohl das einzige (Wesen) war.²⁷

Der Nachfolger hingegen, Ludwig XV. (regierte 1715–1774), soll Katzen gemocht haben. Ludwig XVI., der in der Französischen Revolution sein Leben lassen musste, wiederum nicht. Ludwig XV. jedoch aber hatte stets eine, die gern auf dem Kamin saß und, um möglicher Kälte vorzubeugen, ebenfalls ein wertvolles Kissen bekam.²⁸ Wiederum wird von einer ungewöhnlichen Situation berichtet: „Eine Angorakatze hatte es sich in der Fayenceschüssel des Toilettenstuhls des Königs bequem gemacht, was der König nicht bemerkte, als er sich dort niederließ. Ging es der Katze zunächst noch ganz gut, so änderte sich dies aus nahe liegenden Gründen doch zu einem bestimmten Zeitpunkt. Der Kater machte sich heftig bemerkbar, der König ergriff die Flucht, sprang auf und rief per Klingel seine Diener herbei, während die Katze einiges Porzellan zerschlug und nach einem Handtuch suchte, das ihr zu reichen man aber sich beilegte.“²⁹ Wenn die Erzählung auch wohl vor allem unstreitig amüsant ist, weil der König in einer delikaten Situation geschildert wird und zudem noch vor seiner eigenen Katze fliehen muss, lässt doch auch sie erkennen, dass das Verhältnis der Personen zur Katze deutlich die soziale Ordnung spiegelte: Eine mit Fäkalien verunreinigte Katze mit einem Handtuch zu reinigen, ist keine schöne Sache, doch wird hier, wenn auch nicht ohne ironische Brechung, deutlich gemacht, dass der Katze des Königs eine solche königliche Erwartungshaltung zugeschrieben werden konnte.

Katzenkiller?

Dieses Spiegelungsverhältnis, von dem die königliche Katze profitierte, wurde ihr in einem anderen, durch Robert Darnton detailliert nacherzählten und analysierten Fall zum Verhängnis.³⁰ Ort des Geschehens war das Paris der späten 1730er Jahre, genauer ein von einem Meister geführter Druckereibetrieb mit zwei Lehrlingen und einigen Gesellen. Den Lehrlingen ging es in diesem Betrieb nicht gut: Ihr Zimmer war schmutzig und nicht geheizt, die Arbeitszeit war lang, sie sahen sich von den Gesellen und dem Meister schlecht behandelt und fanden insbesondere Grund zur Klage über das Essen. Sie durften nicht an der Tafel des Meisters essen, sondern bekamen die Reste;

27 Dufort, *Mémoires*, S. 144. „Le roi a eu un chien de la race de king-charles; cet animal devinait à qui il appartenait: le roi était le seul qu’il caressât, et il en était d’autant plus flatté qu’il savait que cet animal – peut-être le seul – l’aimait pour lui. Cependant, il n’a jamais eu que ce chien.“ Nach den Memoiren des Herzogs von Saint-Simon hatte Ludwig XIV. stets sieben oder acht Hunde in seinen Kabinetten – doch auch hier ging es um Herrschaft: Fütterte er sie doch eigenhändig mit Süßigkeiten, damit sie ihn als Herren erkannten (Louis de Rouvroy, Duc de Saint-Simon, *Mémoires*, hg. v. Yves Coirault, 8 Bde., Paris 1983–1988, hier Bd. V, S. 411, 530 und 609).

28 Félix comte de France d’Hézeques: *Souvenirs d’un page de la cour de Louis XVI*, hg. v. Comte d’Hézeques, Paris 1873, ND Paris 1998, S. 213 f. „Cette anecdote, que je garantis, ne pouvait amuser Louis XVI, qui n’aimait pas les chats. En cela, comme en bien d’autres choses, il différait de Louis XV, qui en avait toujours un sur sa cheminée, où pour le garantir d’une trop grande fraîcheur, on garnissait le marbre d’un coussin de velours.“

29 Ebd.

die Köchin verkaufte zudem heimlich Überbleibsel und gab den Lehrjungen alte, schlechte Fleischstücke, das Darnton als „Katzenfutter“ beschreibt, das aber selbst die Katze nicht gefressen habe – der Lieblingskatze der Meisterin schien es also besser zu gehen als ihnen.

Verschlimmert wurde die Lage durch die Störung des Schlafes aufgrund des Lärms, den die nächtlichen Aktivitäten der Katzen produzierten. Einer der Lehrlinge habe daraufhin mehrere Nächte lang auf dem Dach in der Nähe des Schlafzimmers des Meisters durch Nachahmung des Katzenlärms dem Paar den Schlaf geraubt. Trotz der Annahme, sie seien verhext worden (was die Sache in die Zuständigkeit der Geistlichkeit verwiesen hätte), gab die Meisterin den Lehrjungen die Anweisung, „die Katzen zu beseitigen“, aber darauf zu achten, dass sie ihre Lieblingskatze verschonten. Die Lehrjungen und die Gesellen fingen und töteten daraufhin die Katzen, derer sie in der Nachbarschaft habhaft werden konnten, schleppten sie „sackweise“ in den Hof der Druckerei, hielten ein Spottgericht, „das mit Wachen, einem Beichtvater und einem offiziellen Henker besetzt war“, sprachen die Tiere schuldig, versahen sie mit den Sterbesakramenten und hängten die Kadaver an einem „improvisierten Galgen“.

Die Lehrlinge hatten dabei in voller Absicht auch die Lieblingskatze der Meisterin erschlagen, diese jedoch dann versteckt. Dennoch war die Meisterin entsetzt, als sie aufgrund der „Lachsalven“ der Lehrlinge und Gesellen bei dem Gericht erschien und ein ihrer Lieblingskatze ähnliches Tier am Galgen sah. Sie wurde über das Schicksal ihrer Katze daraufhin getäuscht: Die Wertschätzung für das Haus ließe die Tötung ihrer Katze nicht zu. Wenn die Meisterin ihrem Mann auch deutlich machen wollte, dass hier ein Fall von „Insubordination“ vorliege, wütete dieser doch (vermeintlich) nur wegen der Arbeitsunterbrechung, bevor sich die beiden zurückzogen. In der folgenden Zeit imitierte ein Lehrjunge die Szene bei der Arbeit des Öfteren, zum großen Amüsement der Gesellen.³¹

Darnton erklärt im Folgenden, warum die Lehrjungen und Gesellen dieses Vorkommnis witzig, amüsant und besonders komisch, ja geradezu als einen Höhepunkt ihrer Zeit in dem Betrieb ansahen – und entwickelt von dort eine Beschreibung der Position der Katzen in der frühneuzeitlichen Gesellschaft. Auf einer ersten Ebene wird die von der ihre Leute ungerecht behandelnde Meisterin geliebte Katze als deren Stellvertreterin beschrieben, wobei der strukturelle Konflikt zwischen den Gesellen und den Meistern dargelegt wird: Einerseits wurde es für Gesellen immer schwieriger und unwahrscheinlicher, Meister zu werden, andererseits wurden immer mehr unqualifizierte Lohnarbeiter an ihrer Stelle eingesetzt. Zudem trennten sich, dem Idealbild ei-

30 Robert Darnton: Das große Katzenmassaker. Streifzüge durch die französische Kultur vor der Revolution. Aus dem Amerikanischen von Jörg Trobitius, München/Wien 1989, S. 91–123. Darnton bezieht sich bei seiner Schilderung auf die Schilderung der Lehrjahre des Arbeiters Nicolas Contat, in der er selbst als halbaktive Person vorkam; wie zuverlässig die Quelle ist, ist daher nicht wirklich klar. Darnton stellt die Glaubwürdigkeit pauschal unter Vorbehalt: „wenn man einem Arbeiter glauben will, der als Zeuge zugegen war“ (S. 91), an anderer Stelle spricht er von zweifelsfreier Authentizität der Autobiographie (S. 94).

31 Darnton, Katzenmassaker, S. 91–93.

nes Handwerksbetriebes zuwiderlaufend, die lebensweltlichen Sphären von Meister/Meisterin und Beschäftigten aus: Arbeit und Arbeitszeit, Tisch, Sprache, sonstige Lebensformen waren deutlicher als früher voneinander unterschieden; der Wiederherstellung einer einstigen, besseren Vergangenheit, des „Bund[es] [...] mit ihrem Meister und ihrer Meisterin“ habe, so Darnton, die Tötung der Katzen gedient.³²

Für den Ablauf des Geschehens, besonders des Gerichts, waren dabei nicht zuletzt die ritualisierten Gebräuche in den Gesellenbruderschaften maßgeblich.³³ Den Grund aber dafür, dass – und wie – es gerade die Katzen traf, sieht Darnton in der Rolle der Katze, in den Bräuchen und Ritualen der frühen Moderne. So wurden vielerorts am Ende der Fasnacht, bei der eine Strohuppe verbrannt wurde, regelmäßig Katzen, etwa durch Ausreißen von Haaren, gequält und zum Schreien gebracht: Katzenmusik. Beim Fest, das vielerorts in Europa zur Sommersonnenwende am St. Johannis am 24. Juni u.a. mit einem großen Feuer gefeiert wurde, wurden Katzen noch im 18. Jahrhundert regelmäßig auf die verschiedenste Art und Weise (u.a. aufgehängt, im Sack, in einem Korb) verbrannt.³⁴

Den Hintergrund dieser Katzentötungen sieht Darnton in einer „tiefe[n] Strömung der Volkskultur“ und dem „Ritualwert“ der Katzen.³⁵ Die zentralen Punkte sind für ihn hierbei die Furcht vor Hexen bzw. dem Teufel, welcher sich weithin geteilter Überzeugung nach in Hexen verwandeln konnte, und der Aspekt der Sexualität, welche Katzen symbolisierten.³⁶ Das Meisterpaar hatte ja den Katzenlärm selbst auf Verhexung zurückgeführt. Da die Meisterin (mittleren Alters) zudem mit einem älteren Meister verheiratet war, aber wohl ein Verhältnis mit einem jüngeren Geistlichen hatte, bekam die Tötung der Katzen noch die Andeutung eines „Charivaris“³⁷: Als illegitim erachtete Zustände wurden in der Frühen Neuzeit vielerorts mit diesem Brauch angeprangert, bei dem einige aus der Nachbarschaft oder Dorfgemeinschaft vor der Wohnung des angeblichen Missetäters erschienen, die Sache zur Sprache brachten und unter anderem auch „Katzenmusik“ machten. Das „Katzenmassaker“ war so zwar ein außergewöhnlich drastisches Tun, doch eines – einschließlich der verdeckten scharfen Attacke auf die Meisterin – innerhalb der gängigen Praktiken und symbolischen Formen der Frühen Neuzeit.³⁸

32 Darnton, Katzenmassaker, S. 95–99, 114.

33 Ebda., S. 101–105.

34 Ebda., S. 100 f.

35 Ebda., S. 106.

36 Ebda., S. 109–113.

37 Ebda., S. 114.

38 Ebda., S. 117: „[...] indem sie spielerisch die Themen ihrer Kultur variierten.“

Vier Grenzgänge

Die Katze in Magie und „Aufgeklärtem Wissen“

Diese Verankerung der Katzentötungen des 18. Jahrhunderts verweist auf vormoderne soziale Praktiken, welche in einem magischen Weltbild begründet sind. Einige dieser Praktiken und Ansichten sollten nun dargelegt werden.³⁹

Katzen galten (auch) in der Frühen Neuzeit als besonders fruchtbare Tiere, was in der bäuerlichen Welt grundsätzlich positiv gesehen wurde; so sah man ein Mittel, die Fruchtbarkeit von tragenden Bäumen wiederherzustellen, darin, dass man unter ihnen eine Katze vergrub; auch schützten an Feldern vergrabene Katzen vor Verhexung bzw. Unkrautbefall.⁴⁰ Auch glaubte man – so Geßner (1516–1565) in seinem Tierbuch von 1563, Katzen würden „on Schmetzen“ gebären. Im Kontext der Fruchtbarkeit sah man in der heiligen Gertrud, deren Fest zum Frühlingsanfang am 17. März gefeiert wird, eine Patronin dieses Tieres. Dass Katzen Mäuse fingen und damit auch das Getreide am Halm schützten, führte zur Identifikation der Katze mit dem positiven „Getreidedämon“, als „Schutzgeist des Erntesegens“, welcher verschiedentlich mit Wörtern für Katze zusammengesetzte Namen trug. Verbreitet war der Brauch, Katzen von den zum menschlichen Verzehr bestimmten Lebensmitteln zu fressen zu geben, um damit etwaige Krankheitsübertragungen auf die Katze abzulenken. Die Katze diente insofern durchaus als Schutztier.

In diesem Zusammenhang wurden Katzen allerdings auch geopfert – noch aus dem Jahr 1884 ist die rituelle Tötung einer Katze am Ende der Ernte überliefert: Man legte nach dem Dreschen ein Korn auf eine Katze, schlug sie mit dem Dreschflegel tot und aß sie als Festbraten; Reste von Katzenopfern finden sich im 19. Jahrhundert noch vielerorts in Europa. Weiter vergrub man zu Schutzzwecken Katzen unter Stall-schwellen, aber auch als Bauopfer, so u.a. 1608 beim Bau eines Stadtturmes. Getötet wurden – was oben schon anklang – Katzen weiter bei der Austreibung des Winterdämons und des Teufels, wobei die Katze häufig für beide als Verkörperung diente. Gefährlich für Katzen waren daher insbesondere der Fastensonntag, Walpurgis-, Johannis- und der jeweilige Kirchweihstag, Tage, an denen Katzen – für mehrere europäische Länder bezeugt – in großer Zahl verbrannt wurden. Einen anderen Zusammenhang haben Katzenverbrennungen, die für Schottland aus dem 18. Jahrhundert bezeugt sind: Bei sogenannten „Taighairms“ wurden größere Mengen von Katzen lebendig bei schwachem Feuer gebraten, um vor Verhexung zu schützen sowie das zweite Gesicht zu erlangen – die Katze wurde wegen ihrer Nachtaktivität auch dem Mond zugeordnet und ihr daher die Möglichkeit zugeschrieben, das zweite Gesicht zu verleihen.

39 Besonders anschaulich hierzu: Eva Labouvie: Verbotene Künste. Volksmagie und ländlicher Aberglaube in den Dorfgemeinden des Saarraumes (16.–19. Jahrhundert), St. Ingbert 1992, wo allerdings nicht weiter auf Katzen eingegangen, sondern der Kontext dargestellt wird.

40 Dies und das Folgende bei Lauffs-Ruf, Volksbrauch, S. 4–43.

Andererseits bekamen Katzen als Stellvertreter des Hausgeistes vielerorts Erstlingsopfer – so von der frischen Milch oder dem ersten Brot der neuen Frucht. Teilweise wurden derartige Abgabengebräuche sogar verschriftlicht, wie etwa 1536 im Kanton Zürich, wo die Bürger einem Müller „und siner katz“ an Johannestag Verköstigung schuldeten. In der Verweigerung der Speisung der Katze wurde dagegen die Gefahr von Schadenszauber gesehen: Bekäme eine Katze nichts vom Brei, der für ein Kind zubereitet wurde, und ginge die Katze hungrig um die Pfanne, so bekäme das Kind Schnupfen. Katzen gut zu füttern, bringe hingegen Glück, besonders heiratswilligen Frauen.

Im Rahmen von Orakelbräuchen spielte die Katze denn auch besonders im Bereich des Liebesorakels bzw. -zaubers eine Rolle. In Liebes- und Ehedingen galten Katzen als Amulett, als Anzeiger baldiger Hochzeit, als Orakel für den Verlauf der Ehe und sie gehörten in vielen Regionen Europas zu den üblichen Hochzeitsgeschenken. So nimmt es nicht wunder, wenn das Essen von Katzentteilen in Liebesdingen helfen sollte – in Teilen Frankreichs ging dies soweit, dass man um ihrer Fruchtbarkeit willen Neuvermählten zusammen gekochtes Huhn- und Katzenfleisch gab. In einem Arzneibuch des 15. Jahrhunderts wird im Falle nachlassender Zeugungskraft der Verzehr bestimmter Katzen angeraten. Katzenhirn hingegen wurde schädliche Wirkung zugeschrieben, in Liebesdingen, aber auch im Bereich des Schadenszaubers. In diesem Zusammenhang wurden u.a. Kindsmörderinnen und Hexer bzw. Hexen nicht selten zusammen mit einer Katze ertränkt; in Hohenzollern, Thüringen und Sachsen sind entsprechende Strafen aus dem 16. Jahrhundert bis 1735 belegt. Als Schutztier wurde sie teilweise in Wochenbettzimmern gesehen – teilweise aber auch als Schädling; für Schwangere waren Katzen vielerorts von magischer Bedeutung. Ebenso sah man in Katzen schützende Wesen und so kam es im Bereich von Backwaren zu einem Nebeneinander von Gebäck in Katzenformen und Verbot, Katzen abzubilden; in der Altmark wurden zum Schutz gegen Hexen so genannte Katzenpfoten in den Teig gedrückt. Schadenszauber mit Katzen oder Teilen von ihnen war ebenso bekannt. Schadenszauber war in der Frühen Neuzeit nicht selten auch (Schlecht-)Wetterzauber und so sind Katzen in entsprechenden Ritualen bzw. aus den entsprechenden Prozessen belegt – und so soll selbst der König Jakob I. von Schottland und später auch England (1566–1625) bei der Folterung eines Mannes zugegen gewesen sein, der mithilfe einer Flotte von Hexen „und einer getauften Katze“ einen Sturm gegen das Schiff des Königs entfesselt haben soll.

Vor diesem Hintergrund nimmt die Möglichkeit, eine besondere Nähe von Katzen und Ketzern, Hexen und Hexern anzunehmen, nicht wunder. In dem einflussreichen Werk des Inquisitors Institoris, dem berühmten „Hexenhammer“ (1487), wird von einem Mann berichtet, der wegen tätlichen Angriffs auf drei Frauen verhaftet, aber auf der Grundlage von Zeugenaussagen glaubhaft machen konnte, dass er zum Zeitpunkt des Geschehens von drei Katzen angegriffen wurde, welche er aber abwehren vermochte. Diese Frauen wurden sodann als Hexen verhaftet.⁴¹ Als 1635 im Münsterland eine Magd wegen Schadenszaubers angeklagt wurde, hatte der Vor-

wurf, ein Kind des Hofes habe am Kopf eine kleine Wunde, die so aussah, „als ob sie [...] durch Katzenpfoten zugefügt worden“ sei, Gewicht und führte mit zu ihrer Verhaftung.⁴² Dass der Teufel als Kater Unheil anrichten konnte, war in dieser Zeit eine gängige Vorstellung.⁴³ Verwandlungen von Menschen in Tiere, u.a. in Wölfe, wurden noch im 17. Jahrhundert auch in gebildeten protestantischen Kreisen für möglich gehalten.⁴⁴ Dies schloss Zweifel ein und so zweifelte der oben erwähnte Weinsberg bereits im 16. Jahrhundert daran, ob Hexen wirklich Tiere machen könnten – wobei neben Mäusen, Schlangen und Kröten, Hasen und Hunden auch Katzen erwähnt sind.⁴⁵

Im als Jahrhundert der Aufklärung bekannten 18. Jahrhundert waren solche Ambivalenzen auch noch in den Projekten von Fortschritt, Bildung und Wissenschaft, so in der Enzyklopädie des Heinrich Zedler erkennbar. Der Eintrag „Katze“ im „Grossen vollständigen Universallexikon“ von 1732–1754 hebt den Gegensatz zwischen leichter Zähmbarkeit und Falschheit und Tücke der Tiere hervor. Sie seien nützlich, weil sie Ratten und Mäuse fressen. Weil sie hitziger Natur seien, sei ihr Fett als Medikament besonders gut. Ihre Haare aber seien schädlich, besonders für sehr kleine Kinder. Achtgeben solle man, weil sie oft Feuer mit dem Schwanz ins Haus trügen. Wenn man ihnen die Ohren stutze, gingen sie nicht außer Haus wegen des Regens.⁴⁶ Katzenfell sei besonders warm und gut für Reiter, aber wenn eine Katze auf einem Wagen mitfahre, würden die Zugpferde schwach. Katzenfleisch sei hitzig und trocken. Katzenkot, mit Senf und Essig vermischt, „vertreibt das Haar ausfallen“. Katzenblut vom Schwanz zusammen mit einem medizinischen Wasser sei gut gegen „das böse

41 Malleus Maleficarum. Der Hexenhammer verfasst von den beiden Inquisitoren Jakob Sprenger und Heinrich Institoris, Zum ersten Male ins Deutsche übertragen und eingeleitet von J.W.R. Schmidt, Erster Teil [...], Berlin 1906, S. 99–104.

42 Sabine Alfing: Hexenjagd und Zaubereiprozesse in Münster. Vom Umgang mit Sündenböcken in den Krisenzeiten des 16. und 17. Jahrhunderts, Münster/New York 1991, S. 63.

43 Für die theologische Perspektive plausibel wurde dies durch eine – vermutlich nicht richtig interpretierte – Bibelstelle (Bar 1,6), wonach Götzenfiguren als Nicht-Götter daran erkennbar sind, dass sich Fledermäuse, Schwalben und andere Vögel auf ihnen niederlassen, „ebenso auch Katzen“ („supra corpus eorum et supra caput volant, noctuae et hirundines et aves etiam similiter et cattae“). Vgl. auch Foucart-Walter/Rosenberg, Maler und Katzen, S. 7–19.

44 Vgl. u. a. Martin Rheinheimer: Wolf und Werwolfglaube. Die Ausrottung in Schleswig-Holstein, in: Zeitschrift für Historische Anthropologie 2 (1994), S. 399–422. Maria Suutala: Tier und Mensch im Denken der Deutschen Renaissance, Hämeenlinna 1990, S. 189–195 zur Verwandlung zwischen Mensch und Tier. Vgl. ebendort, S. 157, auch den Hinweis auf das Werk von Geoffroy de la Tour Landry: „Spiegel der Tugenden und Ehrsamkeit“, in dem die Geschichte einer reichen verstorbenen Frau beschrieben wird. Bei der Öffnung der Brust habe man darin eine Kröte, die auf dem Herzen gesessen habe, gefunden. Auf die Frage, was sie dort mache, habe sie gesagt, sie sei der Teufel und hätte die Frau „wol by xxx jaren angefochten / sonderlich in der sünde des zorns“.

45 Herborn, Hund und Katze, S. 425.

46 In landesherrlichen Ordnungen des Kurfürstentums Köln aus dem 17. und 18. Jahrhundert, genauer in den Jagd- und Waldordnungen finden sich – regelmäßig nicht befolgte – Vorschriften, die verhindern sollten, dass Katzen im Frühjahr zumindest bei Regenwetter vor den Toren der Städte die Brut schädigten. Dazu sollten ihnen über dem Schädel die Ohren abgeschnitten werden, mögen Katzen doch kein in die Ohren laufendes Wasser. Herborn, Hund und Katze, S. 411 f.

Wesen“. Blut von den Ohren, aufgestrichen, sei gut gegen Rotlauf. Katzenhirn dagegen sei eigentlich giftig, aber „leichtfertige Dirnen“ machen nach Zedler davon „gewisse Liebestränke“ und versuchen, solche den Mannspersonen beizubringen. Die Katze sei das Bild strenger Obrigkeit, weil sie den Mäusen zusetze (das sagte auch Martin Luther: „der katzen spiel ist der meuse tod“)⁴⁷. Die Katze sei aber auch das Sinnbild des ungerechten Richters aufgrund ihrer falschen Schmeichelei; dies finde darin eine Bestätigung, dass das lateinische Wort für Katze (*felis*) vom griechischen Wort *phílos* komme, welches „Betrüger“ heiße.⁴⁸ Es wird hier erkennbar, dass Volksmagie von gebildeten Schichten skeptisch registriert wurde, teilweise aber weiter lebendig war. Diese Dimension des Verständnisses der Katze verschwand auch im von Technik und Naturwissenschaften so stark geprägten 19. Jahrhundert nicht. So gibt es bei Frank Wedekind (1864–1918) in „Frühlings Erwachen“ einen Dialog, der die Zuschreibung des Magischen thematisiert: „Siehst du die schwarze Katze dort mit dem emporgerackten Schweif?“, worauf der andere fragt: „Glaubst du an Vorbedeutungen?“ und der erstere seine eigenen Zweifel wenig glaubhaft zerstreut: „Ich weiß nicht recht. – Sie kam von drüben her. Es hat nichts zu sagen.“⁴⁹

Ambivalenzzuwächse: Religion, Ordnung, Sexualität, Geschichte

Auf der Ebene der Symbole hatte die Katze zu Beginn der Frühen Neuzeit gleich aus mehreren Gründen einen schweren Stand.⁵⁰ In Graphik und Malerei des 15. und 16. Jahrhunderts überwog die Katze als Symbol des Bösen. Hans Baldung Grien (1484/85–

47 Martin Luther, zitiert nach Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch, ND der Erstausgabe 1873, München 1999, Bd. 11, K-Kyrie, S. 283.

48 Johann Heinrich Zedler: Grosses vollständiges Universallexikon, Halle 1732–1754, ND Graz, Bd. 15, Sp. 239–242.

49 Frank Wedekind: Frühlings Erwachen (Erstdruck Zürich 1891, S. 6), zitiert nach: Digitale Bibliothek Bd. 1: Deutsche Literatur – Basisbibliothek.

50 Zu dem vielschichtigen Bild der Katze in spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Fabeln vgl. Gerd Dicke und Klaus Grubmüller: Die Fabeln des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Ein Katalog der deutschen Versionen und ihrer lateinischen Entsprechungen, München 1987, Münsterische Mittelalter-Schriften, Bd. 60, S. 388–398. Das Bild ist wieder vielschichtig; es werden darin betont: 1. die Instinktgebundenheit (Katze, in Jüngling verliebt, wird von Venus in Frau verwandelt, fängt aber weiterhin Mäuse; in Schusterschwärze gefallene Katze geriert sich als Geistliche(r), fängt aber weiterhin Mäuse – dagegen aber: Katze tritt in Kloster ein und hört mit dem Mäusen auf), 2. mögliche, aber gefährdete Sozialität bei Instinktgebundenheit (Maus flüchtet zu unter Netz gefangener Katze, die die Maus nicht frisst; später zerstört Maus aus Dankbarkeit für die Katze das Netz, „kündigt dann jedoch die Freundschaft.“ – Katze befreit in Krug gefallene Maus nach deren Versprechen, auf Verlangen wiederzukommen, wenn die Maus fetter geworden ist. Maus folgt später dem Ruf der Katze nicht, weil das Versprechen in der Not zustande gekommen sei. – Katze fordert befreundete Maus auf, binnen drei Tagen das Haus zu verlassen, die Maus bleibt, die Katze frisst sie am vierten Tag), 3. bewundernswerte Klugheit, an Tücke grenzend (Katze erklärt Nachwuchs den Mäusefang, dieser fängt Maus, weil die Mäuse vor der jungen Katze keine Angst haben, Tiere berufen heuchelnde Katze zu Richter, sie frisst sie), 4. ihre Stärke (Katzen vertreiben Wolf, Katze besiegt mit Hilfe Hund, Katzen besiegen gemeinsam Wolf, der eine Katze gefressen hatte).

1545) fügte seinem berühmten „Hexensabbat“ Katzen hinzu und Leonardo da Vinci (1452–1519) nahm vermutlich wegen der Zuordnung der Katze zum Teuflischen, zum Bösen Abstand von seinem Plan, eine Madonna mit Katze zu malen. Albrecht Dürers „Maria mit den vielen Tieren“ (1503) zeigt keine Katze,⁵¹ wohingegen zahlreiche andere Mariendarstellungen (Verkündigungsszene, Madonna mit Kind, Abschied Mariens von Jesus vor dessen Tod) Katzen als Hinweise auf den Tod Christi zeigen und auch auf den Darstellungen des letzten Abendmahls auf das kommende Unheil, Untreue und Verrat hinweisen.⁵²

Ein Gemälde der Kreuzigung Christi von Gottfried Libalt (1610–1673) von 1655 setzt Tod und Katze als Vexierbild in eins: Der Totenschädel am Fuße des Kreuzes ist zugleich eine Katze, die Katze zugleich ein Schädel. (Abb. 2; 2.1)⁵³ Ohne diese Konnotation waren Katzen v.a. im 16. Jahrhundert besonders in Paradiesdarstellungen, also vor dem Sündenfall, darstellbar, wie etwa bei Jan Brueghel dem Älteren (Abb. 3). Eine ähnliche Gelegenheit, Katzen zu malen, bietet später die Illustration der Sagen um Orpheus.⁵⁴

Dies änderte sich bereits im 17. Jahrhundert, als infolge der Beschäftigung mit altägyptischen Hieroglyphen im 16. Jahrhundert, welche die Katze als Zeichen für den sich immer erneuernden – unsterblichen – Mond identifizierte, Philippe de Champaigne (1602–1674) in einer Darstellung des auferstandenen Christus beim Mahl mit

51 Vgl. Ilse E. Friesen: Leonardo da Vinci's orthodox iconography: The Madonna with the cat. In: RACAR 16/1 (1989), S. 19–28. Albrecht Dürers Kupferstich „Adam und Eva“ von 1504, zeigt zu Füßen der beiden eine liegende Katze, welche eines der vier Temperamente, den Choleriker, repräsentiert, Foucart-Walter/Rosenberg, Maler und Katzen, S. 8. Auf Jan Provosts Tryptichon van Riebecke-Parmentier ist zu Füßen des heiligen Antonius von Padua eine sitzende Katze abgebildet (1494–1529), Inv. 2588. Königliches Museum der Schönen Künste, Brüssel.

52 Vgl. Foucart-Walter/Rosenberg, Maler und Katzen, zahlreiche Abbildungen und Kommentare. Zu Katzen in der Kunst neben dem umsichtigen und schön ausgestatteten Band Foucart-Walter/Rosenberg, Maler und Katzen vgl. materialreich und mit zahlreichen Abbildungen sowie der wichtigsten Literatur: Michaela Alexandra Natascha Höck: Der Bedeutungswandel der Katze in der Malerei und Graphik vom 15. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Die Entwicklung von Hieronymus von Bosch's Dämonenkatzen über das Tier der Werbeplakate Theophile-Alexandre Steinlens zu den Comicfiguren Walt Disneys, ungedr. Diplomarbeit Universität Salzburg 1998. Für Katzen in der Malerei des 19. und 20. Jahrhunderts recht ergiebig: Dialog der Kreaturen. Tier und Mensch in der europäischen Malerei [...], Paderborn 1997.

53 Abb. bei Zdenek Kazlepka: Der Maler Gottfried Libalt (1610–1637) und seine Stillleben für Fürsten und Klöster, in: Friedrich Polleroß (Hg.): Reiselust und Kunstgenuss. Barockes Böhmen, Mähren und Österreich, Petersberg 2004, S. 37–48, S. 39. Libalt war Schüler von Samuel van Hoogstraten, der als Trompe-l'œil-Maler bekannt war (ebd., S. 38).

54 Jan Brueghel d.Ä. „Paradieslandschaft mit der Erschaffung des Menschen“, 1594, Abb. aus: Pieter Breughel der Jüngere – Jan Brueghel Pieter der Ältere. Flämische Malerei um 1600. Tradition und Fortschritt [...], Lingen 1997, S. 165 (Klaus Ertz). Auf dem Gemälde von Pietro d'Arsaro (1591–1657) „Orfeo che incontra la Fiere“ sitzen dem im Kreis der Tiere musizierenden Orpheus zwei Katzen neben einem Hund friedlich zu Füßen; man erkennt auch an diesem Bild die seinerzeit durchaus übliche Adaption von meist gedruckten Vorlagen, wobei zudem die Ähnlichkeit mit Jan Brueghels d.Ä. „Orpheus spielt vor den Tieren“ auffällt, vgl. Abb. bei Klaus Ertz, S. 163. Abbildung mit freundlicher Genehmigung der Fondazione culturale Mandralisca, Cefalù. Als Beispiel für spätere Tierstudien mit (buckelnder) Katze vgl. Jacobus of Jacomo Victors (1640–1705), Tierstudie, Königliches Museum der Schönen Künste, Brüssel, Inv. 3703.



Abb. 2: Gottfried Libalt,
Kreuzigung.



Abb. 2.1: Gottfried Libalt,
Kreuzigung, Detail.



Abb. 3: Jan Brueghel der Ältere, *Paradieslandschaft mit Erschaffung des Menschen*, Detail.

den Jüngern in Emmaus die Katze als Zeichen für die Auferstehung Christi darstellte (1664). Er brach so die noch vorherrschende Funktion der Katze als Ausdruck des Bösen auf⁵⁵ und ermöglichte damit eine neutrale und positive Darstellung von Katzen in der Kunst, was das Spektrum der künstlerischen Deutung der Katze umfassend erweiterte: von zarter Innerlichkeit über Ambivalenz bis hin zur weiterhin existierenden negativen Sicht.

55 Foucart-Walter/Rosenberg, *Maler und Katzen*, S. 108 f. Vgl. zu diesem Zusammenhang ausführlich: Joost Van der Auwera: *Leven, Milieu enn Œuvre van Abraham Jannsen van Nuyssen* (ca. 1571/75 – Antwerpen 1632) „een seer fameus meester ende schilder in synen levne“. Een bijdrage tot de studie van de historieschilderkunst in de Zuidelijke Nederlanden tijdens de eerste helft van de zeventiende eeuw, ungedr. Diss. Gent 2003, S. 196–200.

Ähnlich verhielt es sich mit der Darstellung der Ordnung des Hauses, das von ganz grundsätzlicher Bedeutung für die frühneuzeitliche Gesellschaft war. Hier markierte die Katze, die sich auf den Tisch wagte und schleckte, oft die Gefährdung grundlegender Ordnungsanforderungen. So ist sie häufig auf Bildern zu erkennen, die das populäre Bohnenfest zeigen, in dem die gesellschaftliche Ordnung im Kleinen umgekehrt wurde: Wer die eingebackene Bohne in seinem Teil des gemeinsamen Essens fand, war für die Dauer des meist ausschweifenden Festes König. Die Katze sitzt dort oft unter dem Tisch, und nicht einmal der Hund stört sich an ihr.⁵⁶ Im 18. Jahrhundert sind auch hier die Verhältnisse teils neu bewertet. Ein Stich des einflussreichen Künstlers Hogarth veranschaulicht diese neue Komplexität: „Der Poet im Elend“ zeigt einen verantwortungslosen armen Dichter und seine Frau in einer ärmlichen Kammer. Die ihnen von einer Händlerin präsentierte Rechnung können sie nicht zahlen, ein aus dem Gang hineinlugender fremder Hund stiehlt ein Stück Fleisch, während in der Bildmitte eine Katze ihre Jungen säugt. Sie lebt zwar im menschlichen Chaos, sie selbst aber ist verantwortungsvolle Mutter – ein soziales Wesen inmitten asozialer Menschen.⁵⁷

Beide Aspekte vereint eine Katze auf einem religiösen Gemälde von Pieter de Bloot (1601–1658), die vordergründig ebenfalls die Unordnung des Hausstandes repräsentiert (1637). Im Vordergrund sind in einer Küchenszene die Nahrungsmittel eines üppigen und reichen Hauses dargestellt, doch links frisst eine Katze Fische, die sie aus einer nicht ordentlich bewahrten Schale entwendet hat. Im Hintergrund ist die neutestamentliche Szene dargestellt, in der Maria Jesus zuhört, wofür sie von Martha, die den irdischen Dingen zugewandte geschäftige Hausfrau, getadelt wird: Christus aber lehrt sie, dass Maria mit der religiösen Kontemplation für sich den besseren

56 Mehrere Beispiele im Werk von Jacob Jordaens (1593–1678), u.a. bei Foucart-Walter/Rosenberg, Maler und Katzen, S. 98 f. Darstellungen des Bohnenfestes mit Katze und Hund finden sich auch im Werk von David Tenier, vgl. Margret Klinge: David Teniers the Younger: Paintings. Drawings, Katalog, Antwerpen 1991. Auch Mariettes „Maskerade“ in ländlicher Umgebung zeigt eine Katze am Kamin, die jungen Frauen sind angezogen und furchtsam zugleich, die Kinder fürchten sich, vgl. Abb. in Geschichte des privaten Lebens, Bd. 3, Von der Renaissance bis zur Aufklärung, hg. von Philippe Ariès und Roger Chartier, Deutsch von Holger Fließbach und Gabriele Krüger-Wirrer, Frankfurt am Main 1991, S. 554. In der „Weberwerkstatt“ von Isack Koedijk (1617/18–1668), die eine flämische Familie des 17. Jahrhunderts, den arbeitenden Mann, die Mutter, das auf dem Schoß sitzende Kind fütternd, in einem lichtdurchfluteten Raum mit religiösem Gemälde darstellt, verkörpert eine im Vordergrund sitzende Katze „stille Behaglichkeit“ – allerdings: Sie trägt ein Halsband, vermutl. mit Schellen, das die Vögel schützt. Abbildung bei Ariès, Geschichte des Privaten Lebens, zwischen S. 320 und 321. Vgl. ebendort auch Hogarths „Familienfeier“, ein Familienbeisammensein, bei dem eine junge Katze auf dem Boden Fangen spielt und ein Jüngling einen Hund auf dem Schoß hat, der ihn beinahe leckt. Ariès interpretiert diese Szene als „ungezwungen“, die Tiere aber dürften Grenzüberschreitung markieren.

57 Zu den zahlreichen Katzen im Werk von Hogarth vgl. Ronald Paulson: Hogarth's Cat, in: *Raritan* 12/4 (1993), S. 1–25, sowie auch Joachim Möller (Hg.): *Hogarth in Context. Ten Essays and a Bibliography*, Marburg 1996, und *L'opera pittorica completa di Hogarth*, hg. und bearb. von Garbiele Baldini und Gabriele Mandel, Milano 1967. Moncrif, *Histoire des chats*, S. 75, weist darauf hin, dass schon in der Antike die Katze auch für ihre Sauberkeit gerühmt wurde.

Teil erwählt hat – womit die Katze, welche die Ordnung von Marthas weltlichem Hausstand herausfordert, im Übergriff auf die profane menschliche Ordnung im Einklange mit der göttlichen Ordnung auf *vanitas* verweist und die Verhaftung in irdischer Ordnung, Güter und Überfluss kritisiert.⁵⁸

Schließlich stand die Katze in der Frühen Neuzeit für sexuelle Ausschweifung. Während der Hund die Treue, Tugend und damit auch die eheliche und sexuelle Tugend darstellte, symbolisierte sie das Laster, die illegitime sexuelle Beziehung.⁵⁹ Besonders anschaulich wird dies im Gemälde „Zwei Liebende“ von Giulio Romano. Unter dem Bett, in dem nackt die Liebenden dargestellt sind, sitzt eine Katze, der Hund an der Türe verbellt die Szene.⁶⁰ Auf dem Bild eines unbekannten Meisters, das vermutlich den verlorenen Sohn auf Abwegen darstellt, dürften die beiden Katzen auf Sexualität anspielen (Abb. 4).⁶¹ Ungezählt sind daher die vielen Porträts von Damen der Frühen Neuzeit, deren Schoßhunde ihre eheliche bzw. sexuelle Tugend symbolisieren, während eine Nachfahrin eines illegitimen Kindes Ludwigs XIV. und der Madame de Montespan durchaus mit einer Katze dargestellt werden konnte.⁶² In diesem Kontext stehen auch die Bilder, in denen die Katze die Eitelkeit der Frau und darüber hinaus allgemein auf *vanitas*, die Vergänglichkeit, hinweist.⁶³ Viel seltener sind Porträts mit Katze, zumal im 17. Jahrhundert.⁶⁴

Auch hier aber brachte das 18. Jahrhundert Neues: Einerseits wurde in der bildenden Kunst dieser Zeit dargestellt, dass der Hund nur mehr leeres Symbol sein konnte und den Fehltritt nicht verhinderte.⁶⁵ Er war bei der liebevoll dargestellten erotischen Schäferszene ganz freundlich zugegen und störte die intime Idylle ganz und gar nicht.⁶⁶ Moncriff publizierte ein Gedicht „Idylle“ in diesem Kontext, das mit den Versen schloss: „Das einzige Vergnügen zu lieben macht aus all Euer Glück: / das die Hierten hier just lernen, / Zu fühlen die Feuer, die sie nicht kannten, / Ah! Wenn man verbrennen will von zartester Liebe, / Muss man lieben wie die Katzen.“⁶⁷ In der Malerei des 18. Jahrhunderts konnten Porträts von Frauen bzw. Damen mit Katzen ohne

58 „Christus bei Martha und Maria“, 1637, Pieter de Bloot (1601-1658), Liechtenstein Museum, Vaduz-Wien.

59 Vgl. die zahlreichen Beispiele bei Höck, Bedeutungswandel, Kap. IV („Katze und Sexualität“), wo sie u.a. auf Triebverwachen, Prostitution, Homosexualität und Verführung eingeht. Hogarts Bildfolge „A Harlot's Progress“ (Nr. 3) setzt die Katze eindeutig in diesem Sinne ins Bild.

60 Ernst Gombrich (Hg.): Giulio Romano [...], Ausstellungskatalog Mantua 1989, Mailand 1989, S. 274.

61 „Scena conviviale“, unbekannter flämischer Maler, 17. Jahrhundert, Fondazione culturale Mandralisca, Cefalù.

62 Foucart-Walter/Rosenberg, Maler und Katzen, S. 134 f.

63 Ebd., S. 86. Abraham Bosses (1602-1676) „Das Spiegelbild“ zeigt eine in den Spiegel schauende vornehme sich schmückende Dame mit Dienerin bei der Toilette, am Stuhl hinter der Dienerin streicht eine Katze vorbei, Abb. bei Ariès, Geschichte des privaten Lebens, S. 235.

64 Vgl. etwa das Bild des Kochs Donato Rufo mit Katze und Küchenmesser mit Stilleben von Alonso de Escobar (Meister von Stirling-Maxwell), Farbbabb. FAZ, 6. Sept. 2003, Nr. 207, S. 45.

65 Hogarth, „Der letzte Widerstand“, 1759.

66 Vgl. Alexandre Ananoff: François Boucher. Avec la collaboration de M. Daniel Wildenstein, Bd. 2, Lausanne Paris 1976, S. 33 f. „Pensent ils aux raisins?“, mehrere Fassungen.



Abb. 4: Unbekannter flämischer Maler, *Gastmahl*, Detail.

Anzüglichkeit Innerlichkeit und Zärtlichkeit repräsentieren, freilich ohne dass die ambivalente und auch negative Einschätzung von Sexualität und Erotik zu einem Ende gekommen wären.⁶⁷

Deutlich wird dies besonders beim französischen Maler François Boucher (1703–1770), der nicht zuletzt für seine sehr zahlreichen und ebenso anmutigen bis erotischen Frauendarstellungen bekannt ist, Katzen aber eher selten darstellt. Drei Beispiele seien hier gegeben. Sein Gemälde „La toilette“ (1742) zeigt eine spielende Katze zwischen den Füßen einer das Strumpfband befestigenden jungen Frau; wenn man in dieser Konstellation mit einiger Plausibilität eine Anspielung auf ein Liebesverhältnis sehen möchte, wird einem die Betonung des Spielerischen doch nicht entgehen.⁶⁸ Auf seinem Gemälde „La belle villageoise“ (Die schöne Dörflerin, 1732) hält einer ihrer kleinen Söhne in der Bildmitte eine Katze im Arm, ohne dass die Katze eine eindeutige Anspielung darstellt; es ist bezeichnend, dass zwei Stiche nach diesem Gemälde in ih-

67 Moncrif, *Histoire des chats*, S. 86: „Le seul plaisir d’aimer fait tout votre bonheur: / Que les Bergers ici viennent apprendre, / A ressentir des feux qu’ils ne connoissent pas; / Ah! quand on veut brûler de l’amour le plus tendre, / Il faut aimer comme les Chats.“

68 Vgl. Alexandre Ananoff: François Boucher. Avec la collaboration de M. Daniel Wildenstein, Bd. 2, Lausanne/ Paris 1976, S. 260, „Jeune femme prenant un bain de pieds“, mit Katze, vgl. dagegen „züchtig“ die Darstellung einer überwiegend bekleidet badenden Frau mit Schoßhündchen, Abb. bei Ariès, *Geschichte des privaten Lebens*, S. 194.

69 Ananoff, Boucher, Bd. 1, S. 324, Nr. 208.



Abb. 5: Longueil, Gefährliche Zärtlichkeiten (nach François Boucher, Junge Frau mit dem Fächer).

ren Bildunterschriften ganz unterschiedliche Deutungen geben. Der eine Stich von Duverbet mit dem Titel „L’aimable ménagère“ (Die liebenswerte Haushälterin) spielt im Text auf die Möglichkeit an, dass das junge Mädchen, das die Mutter umarmt hält, im Alter von fünfzehn Jahren einen „zarten und diskreten Liebhaber“ haben könnte. Der andere von Boubeyran mit dem Titel „Die schöne Dörflerin“ sieht dagegen in dem Bild die lobenswerte Einfachheit und Bescheidenheit des Landlebens sowie explizit die Unschuld der ländlichen Vergnügungen („L’innocence de vos plaisirs“).⁷⁰

Ein gegenüber der Vorlage modifizierter Stich nach einem verschwundenen Gemälde Bouchers „Jeune femme à l’éventail“ (Junge Frau mit Fächer, 1732, Abb. 5) zeigt eine junge Frau, die aber nicht einen Fächer hält und in den Spiegel schaut, sondern eine Katze auf dem Schoß streichelt. Die Bildunterschrift kennzeichnet die Katze als Zeichen einer gefährlichen Liebschaft: „Wenn Euch – schöne Iris – dieser Kater auch liebkost, misstraut stets seiner trügerischen Tatze: Er sieht der Liebe, die schmeichelt, sehr ähnlich, und in einem Augenblick Euch übel mitspielt.“⁷¹

Nur hinweisen kann ich auf einen weiteren wichtigen Punkt: Seit dem 18. Jahrhundert wurde die Katze und die Einstellung der Menschen zu ihr als historisches

70 Ananoff, Boucher, Bd. 1, S. 210 f., Nr. 341, 342 (abgebildet, ohne Bildunterschrift), 343.

71 Ebd., Bd. 1, S. 213, Nr. 80/1a. Vgl. auch die Darstellung auf S. 212.

bzw. kulturelles und damit als wandelbares Phänomen beobachtet: Moncrif argumentierte für die Katze mit einem Werk, das nicht ohne Zufall „Histoire des chats“ heißt mit kulturhistorischem Material, u.a. der Etymologie einschließlich des Hebräischen, dem breit dargelegten Argument, dass die antiken Autoren sich mit Katzen beschäftigten und dass der Prophet Mohamed Katzen geliebt hätten.⁷² Moncrif hatte auch von einer Dame seiner eigenen Zeit berichtet, die ihrer geliebten Katze ein Grabmonument mit Inschrift setzte.⁷³ Wenn aber das Verhältnis von Katze und Mensch als ein historisch und kulturell veränderliches klar vor Augen stand, war ein Spielraum für verschiedene neue Bewertungen gewonnen, sei es, dass sie in der Tradition standen, sei es, dass sie neue Akzente setzten. So konnte dieses Tier in der Literatur der Romantik, etwa bei Eichendorff, in Darstellungen des Idylls Aufnahme finden.

Mensch und Tier: Differenzen und Einheit

Entscheidenden Anteil an der Auflösung des magischen Weltbildes, in welchem die Grenze zwischen Mensch und Tier klarer gezogen werden konnte (um an anderen Stellen dadurch gleich wieder unklar zu werden), hatte die frühneuzeitliche Diskussion über das Verhältnis von Mensch und Tier. Während in der Gegenwart, in der die biologischen Grenzen gezogen sind, Gene und Atome als Bausteine des menschlichen Körpers allgemein anerkannt sind und Phänomene wie Bewusstsein und autonome Willenssteuerung als Gehirnfunktionen untersucht werden, wurde in der Frühen Neuzeit erst der Blutkreislauf entdeckt und die Frage der kleinsten Teilchen erneut aufgeworfen. Die Modelle mussten dabei aber im Kontext einer religiös fundierten Weltansicht immer auch die Frage nach der Verortung der Seele im Materiellen bedenken – mit erheblichen Folgen gerade für die Sicht auf das Tierreich.⁷⁴

Im 16. Jahrhundert waren Begriffe wie „Thier-Mensch“, „Vieh-Mensch“ und „homo animalis“ üblich und meinten in Anlehnung sowohl an antikes als auch mittelalterliches Gedankengut „das Tier im Menschen, das mit dem Bösen verbunden ist.“⁷⁵ Für den bedeutenden Arzt und Philosophen Paracelsus (1493–1541) war der Mensch zweifacher Natur. Als Geschöpf nach dem Ebenbild Gottes war er ein „Engel“, aber in seinem Körper war er ein Tier, „Vihe“. Weil der Mensch insofern auch Kind der Tiere sei, habe er alle Tiere in sich und auch von diesen seine irdische Weisheit, „die vihische vernunft“. Daher sei das Tier für den Menschen ein Spiegel, in dem er sich selbst erkennen könne: „der mensch ist aus dem hunt und nit der hunt vom menschen. Darumb so sol sich der mensch verwundern, das er hündisch ist und nicht des der hunt menschlich ist“; prügele sich der Mensch, prügele er sich als ein Sohn des Hundes.⁷⁶

72 Moncrif, *Histoire des chats*, passim.

73 Ebd., S. 81 f.

74 Vgl. zum philosophischen Kontext Andreas Blank: *Atoms and Minds in Walter Charleton's Theory of Animal Generation* (im Druck), den der Autor mir freundlicherweise schon als Manuskript zur Verfügung stellte.

75 Suutala, *Mensch und Tier*, S. 131.

76 Ebd., S. 131 f.

Wichtig sei es für den Menschen, die Tierhaftigkeit in sich am richtigen Platze zu belassen. Neben das Tierische im Menschen müsse die Hinwendung zu Gott treten: „der teufel nur in das vich fart, in kein menschen, der von oben herab geborn ist.“ Diese Geburt geschehe durch Gebet und Fasten; der Teufel könne zwar über Tiere und über den tierischen Menschen herrschen, der Heilige Geist aber nur in einem Menschen, nicht in einem Tier wohnen.⁷⁷ Auch Jakob Böhme (1575–1624) sah im Menschen sowohl ein Tier als auch ein Kind Gottes; der Körper repräsentierte das „viehische und tierische Prinzip“. ⁷⁸ Die Nähe zum Tier wird im philosophischen Kreis zum eben nicht leichtgewichtigen Argument gar für ordentliche Tischsitten: Der Humanist Erasmus von Rotterdam (1466–1636) argumentierte gegen das Entfernen von Speiseresten aus den Zahnzwischenräumen mit Messer oder Fingernägeln, man solle dieses nicht „wie die hund und katzen“ machen.⁷⁹

Die Verbindung zwischen Mensch und Tier war so eng, dass Paracelsus es für möglich hielt, dass Mensch und Tier nach einer sexuellen Vereinigung gemeinsame Nachkommen haben könnten. Gebäre eine Frau aber ein Tier, solle man sie nicht der Hexerei verdächtigen, denn die Vorstellung und Phantasie der Mutter reiche aus, das ungeborene Kind zu verwandeln.⁸⁰ Diese Problematik hatte engen Wirklichkeitsbezug, denn 1569 nahmen viele fest an, dass Agnes Bowker, eine Dienerin im englischen Leicestershire, eine Katze geboren hatte – Obrigkeit und Kirche versuchten ernsthaft herauszufinden, ob dies wirklich geschehen sei oder etwa eine Kindstötung verdeckt werden sollte.⁸¹ Noch in F.W. Schmuckens 1679 bis 1683 erschienenem Werk über verschiedene Missgeburten scheint ein Wesen auf, das halb Katze und halb Kind ist.⁸²

Gesprengt wurde diese enge Form der Bindung im 17. Jahrhundert im Kontext der in der Frühen Neuzeit kontrovers geführten Debatte über die Frage, ob Tiere Seelen hätten oder nicht, und ob diese Seelen, wenn sie denn existierten, unsterblich seien. Brisant war diese Diskussion, weil sich hier grundsätzliche Fragen zum Verhältnis von Materie und Geist, unbelebter, aber nach Gesetzen bewegter „Natur“ und dem göttlichen Kosmos erörtern ließen. Hatte noch Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim (1486–1535) die gesamte Natur und selbst eine Mücke als beseeltes Wesen gesehen, bezog René Descartes (1596–1650) zugunsten eines streng mechanistischen Weltbildes Stellung und revolutionierte damit zugleich die Wissenschaften. Für Descartes war der

77 Ebd., S. 136.

78 Ebd., S. 142.

79 Ebd., S. 155.

80 Ebd., S. 274. Auch das einflussreiche Tierbuch von Geßner konnte keine feste Grenze zwischen Mensch und Tier ziehen, sondern betonte die Ähnlichkeit zwischen Mensch und Tier und deren Vergleichbarkeit: „Im Tierbuch Geßners finden wir keine festen Grenzen zwischen Mensch und Tier, sondern das Schwein und der Affe sind dem Menschen sehr ähnlich und der Mensch kann als Wild-Mensch in tierischem, unvernünftigem Zustand leben.“ Ebd., S. 265.

81 Vgl. David Cressy: *De la fiction dans les archives? Ou le monstre de 1569*, in: *Annales. Economies, Sociétés, Civilisations* 48/5 (1993), S. 1309–1329.

82 Freundliche Mitteilung von Eva Schnadenberger: F. W. Schmucken: *Fasciculus admirandorum naturae creatio. Oder der Spielenden Natur Kunstwerke in verschiedenen Missgeburthen*, Straßburg 1679–83, Fasc. 4.

tierische Organismus ein seelenloses Produkt chemischer Vorgänge.⁸³ Wenn auch etwa der einflussreiche Philosoph Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) Tieren eine Seele zusprach (weil auch sie aus unsterblichen Monaden bestünden, mit denen er kleinste Teilchen in der Materie und unsterbliche Seele begründen konnte), wurde die mechanistische, auch die atomistische, Auffassung der Welt doch immer stärker.⁸⁴

Die Auffassung Descartes', wonach Tiere seelenlose und schmerzunempfindliche Automaten seien, hatte lebensweltliche Folgen, wie Paul Münch feststellt: „Wen die tierfreundlichen Postulate der Bibel behinderten oder wer nicht mehr an die Überzeugungskraft christlicher Lehren glaubte, der konnte für seinen bedenkenlosen Umgang mit der Kreatur bei Descartes eine bequeme Rechtfertigung seines Verhaltens finden.“ So konnte das Behandeln von Tieren zum expliziten Ausdruck wissenschaftlicher bzw. weltanschaulicher Auffassungen werden. Einige konnten in einer „mitleidlosen, oft demonstrativ rohen Behandlung von Tieren in aller Öffentlichkeit“ Zeichen ihrer Aufgeklärtheit sehen: Münch gibt hier das Beispiel des französischen Philosophen Nicholas Malebranche (1638–1715). Dieser habe eine ihm freundlich begegnende trächtige Hündin absichtlich getreten und auf den entsetzten Vorwurf seines Begleiters erwidert: „Wissen Sie nicht, dass sie nichts fühlt?“ oder aber „Tut nichts, das ist nur eine Maschine, eine Maschine“.

Andere dagegen entwickelten im sich auf den Wert des Lebens allgemein beziehenden Vegetarismus eine Lehre, die es für wichtig erachtete, Tiere gegen die Untaten der Menschen zu schützen.⁸⁵ Hogarth – wieder der berühmte englische Karikaturist – prangerte in seinem Stichwerk „Die Stufen der Grausamkeit“ (Abb. 6) auch das Misshandeln von Katzen an⁸⁶ und der Freiherr von Knigge verlangte 1788 einen achtsamen und rücksichtsvollen Umgang mit Tieren. Unter dem Eindruck von Aufklärung, den populären Gesellschaftsvertragsideen und der französischen Revolution konnte gar ein Gesellschaftsvertrag zwischen Tieren – einschließlich Katze – und Menschen erdacht werden: In einem „fiktiven Vertrag auf Gegenseitigkeit mit den Haustieren“ versprachen die Tiere ihre „willigen Dienste“, was Adam annahm und versprach: „Dass er es, als ein guter Herr, auch wohl versorgen wolle; dass jedes kriege, was ihm recht, und weder Kind, noch Magd und Knecht sein Haus = Vieh quälen solle.“⁸⁷ Georg Büchner (1813–1837) schilderte in seinem Drama „Woyzeck“ von 1837 die Unmenschlichkeit des Hauptmanns gerade dadurch, dass er ihn Woyzeck als Vieh beschimpfen ließ.⁸⁸

83 Vgl. dazu Rainer Walz: Die Verwandtschaft von Mensch und Tier in der frühneuzeitlichen Wissenschaft, in: Paul Münch (Hg.), *Tiere und Menschen. Geschichte und Aktualität eines prekären Verhältnisses*, Paderborn/München/Wien/Zürich 1998, S. 295–321, und ebd.: Paul Münch: Die Differenz zwischen Mensch und Tier. Ein Grundlagenproblem frühneuzeitlicher Anthropologie und Zoologie, S. 323–347, sowie Suutala, *Tier und Mensch*, bes. S. 224 f.

84 Vgl. Walz, *Verwandtschaft*, bes. S. 312–320.

85 Münch, *Differenz*, S. 331, 335–338.

86 Paulson, *Hogarth's Cat*, S. 25.

87 Vgl. Münch, *Differenz*, S. 338–344.

88 Vgl. Dietmar Schmidt: „Viehisionomik“. Repräsentationsformen des Animalischen im 19. Jahrhundert, in: *Historische Anthropologie* 11 (2003).



Abb. 6: William Hogarth, *Four Stages of Cruelty*, Detail.

Die wissenschaftliche Neubeschreibung des „Kosmos“ als „Natur“ drohte so gleich zweifach, die von Descartes so folgenreich gezogene Grenze zwischen beseeltem Mensch und Tier gleich wieder einzureißen: Zum einen musste der die moderne Zoologie begründende Carl von Linné (1707–1778) Mensch und Tier in seiner Klassifikation von 1735 einer Gattung zuordnen,⁸⁹ wenn er auch an einer Trennlinie festhielt – welche sich aber bis in die Gegenwart (man denke an die Diskussion über Tierversuche) als immer wieder diskutiertes Problem erweist. Zum anderen wurde die alte Idee des Tieres als Spiegel des Menschen als ein moralisches Problem wieder aktuell – wenn sie denn je aufgehört hatte, es zu sein, was die Fabeln und Märchen des 17. und 18. Jahrhunderts wenig wahrscheinlich machen.

Just nachdem in der Aufklärung der Glaube an die Verhaftung des Menschen in der Erbsünde so massiv geschwächt worden war, musste er einsehen, dass er auch als profanes Wesen zu scheußlichen Untaten fähig war. Man klagte auch, dass Kinder im Spiel Katzen köpften, um die Guillotine nachzumachen.⁹⁰ Im 19. Jahrhundert hob etwa Wilhelm Raabe (1831–1910) hervor, dass keine Katze ärger mit ihrer Beute spiele als der Mensch und Georg Büchner stellte fest, der Mensch sei die schlimmere Bestie.⁹¹

Dies machte die einst eindeutig beantwortete Frage nach der „Natur“ des Menschen noch dringlicher: Zumal auch das wissenschaftliche Weltbild ungeachtet der enormen Erfolge und der enormen Verbreitung nicht alles erklären, mit den Erklärungen nicht jeden überzeugen und nicht jeden Bereich durchdringen konnte. Gingen doch auch die von empfindsamen Subjekten zu formulierenden vernünftigen „Lebenspläne“ (1799) – anders als in der robusten Frühaufklärung erhofft – nicht mehr immer auf, wie Heinrich von Kleists tragisches Ende 1811 belegte, als er zum Abschied schrieb, „die Wahrheit ist, dass mir auf Erden nicht zu helfen war.“⁹² Man hat es so um 1800 mit einer Verkomplizierung, dem Nebeneinander von möglichen Sichtweisen zu tun, die dazu führten, dass der Mensch als ein Wesen wahrgenommen wurde, das sich zuvörderst einmal selbst nicht verstand. Bei Büchner sagt gleich zu Beginn die Frau Dantons zu diesem: „Du kennst mich, Danton.“ Danton dazu: „Ja, was man so kennen heißt. Du hast dunkle Augen und lockiges Haar und einen feinen Teint, und sagst immer zu mir: lieber Georg! Aber da (deutet auf ihre Stirn und Augen), da, was liegt hinter dem? Geh', wir haben grobe Sinne. Einander kennen? Wir müssten uns die Schädeldecken aufbrechen und die Gedanken einander aus den Hirnfasern zerren.“⁹³

89 Münch, Differenz, S. 324 f. Wissenschaftliche Beschreibungen von Katzen fremder Länder freilich waren schon im 18. Jahrhundert üblich, vgl. u.a. A. Vosmaer: *Description d'un Chat sauvage indien, très singulier, qui n'a pas encore été décrit, et qui se trouve au Japon*, Amsterdam 1773.

90 Georg Forster: *Parisische Umriss* (Erstdruck 193/94, S. 51), zitiert nach: Digitale Bibliothek, Bd. 1, Deutsche Literatur – Basisbibliothek, S. 19119.

91 Wilhelm Raabe: *Der Schüdderump* (Erstdruck 1867/69, S. 230), zitiert nach: Digitale Bibliothek Band 1: Deutsche Literatur – Basisbibliothek, S. 83325: „Es ist ein Jammer; keine Katze spielt ärger mit der Maus als das Gnädige mit der armen Kreatur!“

92 Heinrich von Kleist an Ulrike von Kleist, 21. Nov. 1811 (Todestag), in: *Briefe von und an Heinrich von Kleist 1793–1811*, hg. von Klaus Müller-Salget und Stefan Ormanns, Frankfurt 1997 (Heinrich von Kleist. Sämtliche Werke und Briefe in vier Bänden, Bd. 4).

So erforschte man auf der Suche nach Antworten die Seele des Menschen – und die der Tiere gleich mit. Die Zeit um 1800 markiert den Beginn der ebenso ernst gemeinten und ernsthaften „Tierseelenkunde“ bzw. der Tierpsychologie⁹⁴; wieder wurden Mensch und Tier dabei parallelisiert, wie das 1854 erschienene Werk „Das Seelenleben der Thiere, insbesondere der Haussäugethiere im Vergleich mit dem Seelenleben des Menschen“ zeigt.⁹⁵ Das zu erkundende Seelenleben ließ sich einerseits auf alt-hergebrachte menschliche Wertvorstellungen zurückbeziehen. Beim Hund war die Sache diesbezüglich klar. Grabinschriften, die im 19. Jahrhundert auf Hundefriedhöfen gesetzt wurden, zeigen, dass er besser war als der Mensch; in London, Hyde Park, konnte man von einem Hund lesen: „One could have thought he was human, but [...] he was loyal.“ In Berlin findet sich die Entsprechung: „Wenn mir mein Hund das liebste war, denk nicht, es wäre Sünde. / Der Hund blieb mir im Sturme treu, der Mensch nicht mal im Winde.“⁹⁶ Jenseits des Idealbildes Hund, der die menschlichen Erwartungen erfüllte, welche Menschen denn doch wohl gar zu oft enttäuscht hatten, war mit Bezug auf die Katze eine Steigerung und ein Wechsel der Maßstäbe möglich, wie die Inschrift vom Grab einer Katze auf dem Pariser Tierfriedhof Asnières (gegründet 1899) zeigt: „Ich möchte Katze werden, um meine Katzen im Jenseits wieder zu sehen, wo Gott sie in das schönste Paradies führen wird, in das Paradies der Tiere“.⁹⁷ Vor diesem Hintergrund dürfte in Manets (1832–1883) Portrait seiner sinnierenden und ins Leere blickenden Frau die auf ihrem Schoß sitzende Katze, die zugleich in ihrer Referenz zum Menschen und in ihrer Eigenbezüglichkeit dargestellt ist (Abb. 7), nicht zuletzt die Erfahrung eines rätselhaften menschlichen Seelenlebens unterstreichen.⁹⁸

93 Georg Büchner: Danton's Tod. Dramatische Bilder aus Frankreichs Schreckensherrschaft, Frankfurt am Main 1835, hg. von Joseph Kiermeier-Debre, München 1997, Erster Akt, S. 9 f.

94 Schmidt: „Viehshionomik“, S. 21–46, bes. S. 24, 27, 30 f.

95 Schmidt: „Viehshionomik“, S. 21 f.

96 Karl S. Guthke: Epitaph Culture in the West. Variations on a Theme in Cultural History, Lewiston NY u.a. 2003, S. 308.

97 Guthke, Epitaph Culture, S. 305. „Je veux devenir chatte pour retrouver mes chats au-delà de la vie où Dieu les emmena au plus beau paradis, celui des animeaux.“ Vgl. auch Jean Paul: Vorschule der Ästhetik (Erstdruck 1804, S. 776), zitiert nach Digitale Bibliothek Band 1: Deutsche Literatur – Basisbibliothek, S. 59277: „Ja die literarische Hekate tat wohl, der mythologischen, welche unter den vor dem bösen Gott Typhon sich verlarvenden Göttern die Gestalt einer Katze annahm, es nachzutun und sich als Katze zu zeigen mit Krallen und Funken – eine geringe, aber schöne Veränderung, da nach dem Naturphilosophen Ritter der Mensch die edelste Katze ist.“

98 Abb. aus: Denis Rouart und Daniel Wildenstein: Edouard Manet. Catalogue raisonné, Bd. 1, Peintures, Lausanne-Paris 1975, S. 260, Nr. 337. „Portrait de Madame Manet“, auch genannt „Die Frau mit der Katze“ (1880). Manet hatte mit seiner „Olympia“ Jahre zuvor eines der großen Skandalbilder des 19. Jahrhunderts geschaffen, das eine Katze am rechten Bildrand darstellte.



Abb. 7: Edouard Manet, *Portrait von Madame Manet, genannt: Frau mit Katze*.

Hund und Katz: Symbole von Herrschaft und Freiheit

Kommen wir zum letzten Aspekt des Wandels, der hier angesprochen werden soll. Der absolutistische Staat, der auf der Basis gedrillter Soldaten, einer immer effizienteren Verwaltung und positiven Rechts auch sein Wunschbild von sich selbst als das einer Maschine entwarf, drängte den Menschen in eine ganz neue Beziehung zum unpersönlichen Herrschaftsträger Staat⁹⁹ (weshalb „menschliche“ Herrscher als Gegenbild zu ihren eigenen „Maschinenstaaten“ so populär werden konnten), während Herrschaft in Mittelalter und Früher Neuzeit als persönliches Verhältnis konzeptionalisiert worden war. Diese Andersartigkeit bedeutet nicht, dass Herrschaft freundlicher gewesen war, doch konnte man nun zunehmend Sozialität verstehen, ohne Staatlichkeit auf persönliche Eigenschaften wie Treue und Zuverlässigkeit gründen zu müssen – sei es durch abstrakte Gesellschaftsvertragskonstruktionen, die das Individuum aber nicht mehr unterzeichnen konnte, sei es durch straffe militärgestützte Obrigkeit.

Zuvor war es um Treue zwischen den Menschen gegangen, und diese sollte so stark und unverbrüchlich sein wie die des Hundes – der nun in der Regel ein Feind der Katze war und ist. Und so sind Geschichten und Bilder, welche dieses frühneuzeitliche Konzept einer ordnungsbegründenden Treue zeigen, Legion und umfassen weit mehr als die Frühe Neuzeit. Der Hund ist bereits in den frühesten Zeugnissen europäischer Dichtung (die in der Frühen Neuzeit intensiv rezipiert wurden) das ideale treue Wesen: Als Telemach, der junge Sohn des Odysseus, in verzweifelter Lage zur Versammlung der Fürsten geht, um sie um Hilfe zu bitten, begleiten ihn zwei Hunde: „Als die Versammelten jetzt in geschlossener Reihe sich drängten, / Ging er unter das Volk, in der Hand die eherne Lanze, / Nicht allein; in begleiteteten zween schnellfüßige Hunde.“¹⁰⁰ Als Odysseus nach zehn Jahren Krieg um Troja und zehn Jahren Irrfahrt nach Ithaka zurückkehrt, erkennt ihn sein alter Hund Argos wieder, rührt Odysseus zu Tränen und stirbt (Homer, *Odyssee* XVII, 291–327).¹⁰¹ Im Idealstaat Platons waren die Wächter wie Hunde.¹⁰²

99 Vgl. dazu Barbara Stollberg-Rilinger: *Der Staat als Maschine. Zur politischen Metaphorik des absoluten Fürstenstaates*, Berlin 1986.

100 Homer, *Odyssee* II, S. 9–11.

101 „„Dieser, da er nun endlich den nahen Odysseus erkannte, / Wedelte zwar mit dem Schwanz und senkte die Ohren herunter, / Aber er war zu schwach, sich seinem Herren zu nähern. / Und Odysseus sah es und trocknete heimlich die Träne / [...] Aber Argos umhüllte der schwarze Schatten des Todes, / Da er im zwanzigsten Jahr Odysseus wieder gesehen.“ Od. XVII, 301–304, 326 f. Homer, *Odyssee*. In der Übertragung von Johann Heinrich Voss, München 2002. Zum Verhältnis des Menschen zum Hund, das hier nicht hinreichend differenziert dargestellt werden kann und eine Glorifizierung natürlich nicht rechtfertigt; vgl. etwa die Kampf- und Kriegshunde und die Darstellung von Menschen angreifenden Hunden (etwa: Alessandro Botticellis „Bankett im Pinienwald“ [1483], wo zwei Hunde eine Frau anfallen) vgl. Erhard Oeser: *Hund und Mensch. Die Geschichte einer Beziehung*, Darmstadt 2004; ders.: *Katze und Mensch. Die Geschichte einer Beziehung*, Darmstadt 2005, erschien kurz vor der Drucklegung und konnte nicht mehr eingearbeitet werden.

102 Platon, *Politeia*, 375e. Von einem Hund der mit der Guillotine hingerichteten Königin Marie Antoinette heißt es, er habe vor dem Gefängnis gehaust und vor der Hinrichtung einen Schergen ins Bein gebissen, woraufhin er erschlagen worden sei. Oeser, *Hund und Mensch*, S. 126.



Abb. 8: Jakob Seisenegger, Kaiser Karl V.

Frühneuzeitliche Herrscher ließen Repräsentationsportraits mit ihren Hunden malen, so etwa Kaiser Karl V. (1500–1558) in dem Bild von Jakob Seisenegger (1485–1547), (Abb. 8).¹⁰³ Der Hund war anders als die Katze, bei der die planmäßige Zucht von Rassekatzen erst am Ende des 18. Jahrhunderts einsetzte,¹⁰⁴ insofern schon viel früher ausdifferenziert und so gab es bei Hof u.a. die großen repräsentativen Doggen, die Unmengen von Jagdhunden, aber auch edle Windhunde, die bei der öffentlichen Tafel des Fürsten noch im 18. Jahrhundert ganz selbstverständlich zugegen waren,¹⁰⁵ was auch erklären mag, warum Katzen bei solchen Anlässen eher fehlten. Selbst Prinzessinnen hatten nicht nur Schoßhunde, wie ein Bild im königlichen Museum in Brüssel zeigt, auf dem über 40 (!) Hunde einer spanischen Infantin des 17. Jahrhunderts mit ihren Namen porträtiert sind.¹⁰⁶

Aus Repräsentationsgründen hielten die Kaiser der Frühen Neuzeit gern Großkatzen wie Löwen, Tiger etc.,¹⁰⁷ doch ging es hier auch mittels der Exotik um die Darstellung von Reichtum und Macht und somit um eine andere Dimension von Herrschaft; Herrscherporträts mit diesen Tieren aus der Frühen Neuzeit sind mir jedoch nicht bekannt. Bezeichnend freilich ist es, dass der Graf zu Haag, der, wie ihm bewusst war, der letzte seines Geschlechtes war, sich 1557 mit seinem wohl exotischsten Besitz, einer Großkatze, porträtieren ließ – aber eben auch den vielen Zeichen des Todes und Aussterbens seiner Linie.¹⁰⁸

103 Abb. aus: Kurt Löcher, Jakob Seisenegger. Hofmaler Kaiser Ferdinands I., München 1962, Abb. 8. Der Hund ist ein „englischer Wasserhund“ und als „Begleiter des Herrschers [...] bis in die Art und Weise seiner Einfügung“ darstellt, ebd., S. 33.

104 Benecke, Mensch und Haustiere, S. 353.

105 Zahlreiche Abbildungen bei: Hans Ottomeyer und Michaela Völkel (Hg.): Die öffentliche Tafel. Tafelzeremoniell in Europa 1300–1900, Wolfrathshausen 2002.

106 École Pays Bas, 1. Hälfte 17. Jahrhundert, Dona Juana Leonor avec les chiens de l'infante Isabelle, Inv. 6417, Königliches Museum der Schönen Künste, Brüssel. Die Katze kam auch als Wappentier vor, vgl. Champfleury, Les chats, S. 46. Als Tier im Wappen eines venezianischen Buchdruckers des 16. Jahrhunderts hat sie die Freiheitskonnotation (ebd., S. 47 f.). Jan Cornelisz Vermeyen (um 1500–1559) nahm auf dem Tryptichen oder Familie Micault in der Abbildung des „ontvanger-generaals“ Kaiser Karls V. Jan Micault und seiner drei Söhne mehrere aufgesteckte Katzenabbildungen als Wappenbestandteile auf; die Frau Micaults hieß Lavinia Cats van Welle, Inv. 385. Königliches Museum der Schönen Künste, Brüssel.

107 Einige Beispiele: Im Hofstaat Kaiser Maximilians (Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, Familienarchiv Auersperg, A-II-26, Verzeichnis vom 26. Dezember 1574, 177 f.) wurden die Stellen eines Leopard- und ein Tigertierwärters verzeichnet; auch Kaiser Rudolf II. hatte in seinem Hofstaat Großkatzenbetreuer (Jaroslava Hausenblasová: Der Hof Kaiser Rudolfs II. Eine Edition der Hofstaatsverzeichnisse 1576–1612, Prag 2002, Fontes Historiae Artium IX) in den 1620er Jahren wurde nach der Verlegung der kaiserlichen Hauptresidenz von Prag nach Wien der Tigertierwärter für die Verbringung des Tigers von Wien nach Prag bezahlt (HKA, HZAB Nr. 76, fol. 665f*), aus Prag wurde auch in den 1660er Jahren ein Tiger vom Prager Tigertierwärter nach Wien gebracht (HKA, HZAB, Nr. 107, fol. 308), 1662 wurden Gelder für die Fortsetzung eines Tigertiergebäudes genannten Baus kaiserlichen Schloß Neugebäu bei Wien gezahlt, in dem auch ein Löwe gehalten wurde (HKA, HZAB Nr. 107, fol. 254), für dessen Unterhaltung die landesfürstliche Finanzverwaltung 1663 immerhin 225 Gulden zahlte (HKA, HZAB Nr. 108, fol. 119). Bezüglich der Geschichte des kaiserlichen Zoos ist eine größere Publikation des Wiener Historikers Manfred Staudinger zu erwarten.

Hunde waren auch deshalb im Bereich der herrschaftlichen symbolischen Repräsentation so dominant, weil sie für die Jagd so wichtig waren. Diese aber war nicht allein wichtig für die Beschaffung von Fleisch, sie war für Herrscher ein erlebbares Paradigma sozialer Ordnung, einer Ordnung, die in der Natur der Lebewesen verankert schien. Waren sie selbst doch im Zentrum und konnten sich als herrschende Personen erleben, in einem festlichen, hierarchisierten und koordinierten Sozialverband, der sich bis ins Tierreich (einschließlich der so eminent wichtigen Falkenjagd), bis in die Natur hinein erstreckte und damit ihren umfassenden Anspruch gottgegebener Herrschaft für Stunden und Tage Wirklichkeit werden ließ – was in frühmodernen Herrschaftszusammenhängen sonst kaum der Fall war, war das Territorium als Raum doch anders als in der Gegenwart kaum verherrschaftet.

Simon Teuscher hat die spätmittelalterliche Jagd in diesem Sinne trefflich analysiert, auf die Analogie von Jagd- und Hofgesellschaft hingewiesen, in der Menschen und Jagdhunde füreinander stehen. In der frühneuzeitlichen Literatur über Hunde wurde deren ständische Qualität, ihr „Modellcharakter für adelige Beziehungs- und Verhaltensformen“ formuliert, deren Fokus der Dienst am Fürsten war.¹⁰⁹ Zudem ging es um die Durchdringung des Raumes durch die Bewegung der reitenden Jagd, durch die Laute des „harmonischen“ Gebells und der Hörner, um die rituell gerahmte Entscheidung des Fürsten, welcher Hirsch zu verfolgen sei. Kaiser Maximilian I. sah in der Fulminanz seiner Jagd ein Mittel, auch die Feinde zu beeindrucken: „Ich hoff zu gott, daz solche Hörner da erlauten werden und so maniger wilder waidgeschray, daz den Turken und allen anderen possen kristen ier oren erschellen werden.“ So war der Schluss der Jagd die den Zusammenhalt des Hofes repräsentierende Fütterung aller Hunde mit den Innereien des gemeinsam erbeuteten Hirschen, „was nach allen Beschreibungen mit einem unsäglichem Gebell verbunden war, das die zuschauenden Hofangehörigen mit den Klängen ihrer Jagdhörner untermalten.“¹¹⁰ Wo Bauern in der Frühen Neuzeit noch jagen durften, realisierten wohl auch sie die Jagd als (eben nicht verherrschaftete) Kooperation, wie das berühmte Winterbild von Pieter Bruegel dem Älteren andeutet.¹¹¹

Mit Katzen konnte man so etwas nicht machen. So war es für den in der Frühen Neuzeit beliebten römischen Dichter Martial (1. Jahrhundert n. Chr.). Ausweis der Göttlichkeit des Kaisers, dass dessen Löwen gerade gegen ihre Natur so abgerichtet

108 Hans Mielich (1516–1573) Ladislaus von Fraunberg, letzter Graf zu Haag, 1557, Küchenstillleben, 1602 bis nach 1637 – gleich: Meister von Stirling-Maxwell (Alonso de Escobar) „Donato Rufo mit Katze und Küchenmesser“ (FAZ, 6.9.03, S. 45).

109 Simon Teuscher: Hunde am Fürstenhof. Köter und „edle wind“ als Medien sozialer Beziehungen vom 14. bis 16. Jahrhundert, in: Historische Anthropologie 6 (1998), S. 347–369.

110 Zum Spätmittelalter vgl. Teuscher: Hunde besonders S. 365–369. Vgl. auch die Beiträge in dem Band von Werner Rösener (Hg.): Jagd und höfische Kultur im Mittelalter, Göttingen 1997 sowie ders.: Die Geschichte der Jagd. Kultur, Gesellschaft und Jagdwesen im Wandel der Zeit, Düsseldorf 2004 sowie Loinig: Höfische Repräsentation und allegorische Überhöhung in Jagddarstellungen der Renaissance und des Barock, ungedr. Diss. Wien 1988.

111 Abb. in: Wilfried Seipel (Hg.): Pieter Bruegel d.Ä. im Kunsthistorischen Museum, Ostfildern 1997, S. 107 f.

waren, dass sie in der Arena Hasen mit dem Maul fingen, sie dabei aber nicht verletzen und wieder freiließen. Bei aller gelehrten Rhetorik des sakralen und vergöttlichten Königtums im 17. Jahrhundert ging man doch in der Frühen Neuzeit nicht soweit, im Herrscher einen über der Natur stehenden Gott zu sehen. Selbst Ludwig XIV. musste sich – wie gesehen – insofern mit kooperativen Hunden begnügen und die Katzen als lediglich dekoratives Repräsentationsstück halten.

Die Beherrschung des *einzelnen* Tieres durch den Herrscher in der Frühen Neuzeit war fokussiert auf das Pferd – in Anlehnung an antike Autoren und Autoritäten wie Plutarch oder das Reiterstandbild Marc-Aurels (man hielt es lange für das christlichen Kaisers Konstantin) auf dem Kapitol in Rom, aber gegründet wohl auch in der Erfahrung der auf Pferde gestützten Kriegführung, des Turniers und eben der Jagd: Wer herrschen wollte, musste ein Pferd (keine Katze) beherrschen können – daher so unendlich viele repräsentative Gemälde von Herrschern auf ihrem wohl geführten Pferde, so viele Reiterstandbilder, die – ebenso wie die Jagd – so hoch entwickelte Reitkunst der frühen Neuzeit.¹¹²

Im 18. Jahrhundert, in dem man begann, die Höherentwicklung der Arten zu diskutieren und das unter dem Einfluss der von Jean Jacques Rousseau propagierten neuartigen Erziehungsmodelle für Kinder und damit für Gesellschaft stand, taucht ein Gemälde auf, auf dem die Katze eine Dressurleistung vollbringen soll: Im Kreis von Künstlern in einer Situation, welche das Ideal der Aufklärung repräsentiert, betrachten die Künstler eine Katze, die zum Sprung durch zum Kreis geformte Arme aufgefordert ist.¹¹³ Im 17. Jahrhundert dagegen waren Bilder populär (Abb. 9), in denen Kinder mit gemischtem Erfolg mit Tieren tanzen: Der Hund tut hierbei artig und elegant mit, die eigensinnige Katze hingegen nicht und muss durch Ziehen an den Ohren gezwungen werden – hier lag wohl ein ganz realer Spiel- und Erfahrungshintergrund der Pointe des königlichen Höflings und Katzentanzmeisters Champcenetz.¹¹⁴

Wenn die Natur des Menschen und des Tieres aber im 18. Jahrhundert als wandelbar erschien, ließ sich eine bessere soziale Ordnung aus der Veredelung der Natur denken. Aber eben auch aus den Beziehungen der Elemente untereinander, also funktional. In einer funktionalen Betrachtungsweise aber war die Katze trotz aller Ambivalenz längst positiv konnotiert, als Mäusefänger, als „Bild strenger Obrigkeit“ (Zedler), für Protestanten zudem in diesem Sinne geadelt durch Luther: „der catzen spiel ist der meuse tod“. Der frühneuzeitliche Begriff „Maushund“ macht diese Konzeption des So-

112 Aus der umfangreichen Literatur vgl. Walter A. Liedtke und Johan F. Moffitt: Velázquez, Oliva- res, and the baroque equestrian portrait, in: The Burlington Magazine, Sept. 1981, S. 529-537.

113 José de Castillo „Das Atelier des Malers“, 1780, Foucart-Walter/Rosenberg, Maler und Katzen, S. 154 f.

114 „Children Playing and Merrymaking“, Abb. aus: Dennis P. Weller: Jan Miense Molenaer. Painter of the Dutch Golden Age. With Essays by Cynthia von Bogendorf Rupprath und Mariët Westermann, Raleigh 2002, S. 112; ebd., S. 113 f. sind weitere Belegstücke für diese Szene u. a. von Jan Steen, um 1665/68. Im Werk Molenaers sind des Öfteren Katzen vertreten, u. a. auf dem Bild „Drinkeboers in de berberg“, auf dem sie auf einem niedrigen Schemel kauert: Königliches Museum der Schönen Künste, Brüssel, Inv. 137. Ein ähnliches, aber derberes Bild mit Annäherungsversuchen und aus Schüssel fressender Katze bei: Weller, Molenaer, S. 170.



Abb. 9: Jan Miense Molenaer, *Spielende und scherzende Kinder*, Detail

zialen besonders deutlich: Ungeachtet der Untreue der Katze (man denke an den Topos „vorne schlecken und hinten kratzen“) ist sie in Bezug auf Mäuse doch so gut wie ein (treuer) Hund. Die Funktion gibt ihr ihren Wert, nicht die Substanz. Bei Moncrif wird diese Eigenschaft der Katze ebenfalls gelobt und übersteigert: So erzählt er die Geschichte eines Engländers, der, auf einer Seereise im Indischen Ozean gestrandet, dank seiner Katze, welche den Palast des lokalen Herrschers von Katzen und Ratten befreite, zu einem mächtigen Höfling geworden, und nach vielen Jahren reich beschenkt nach London zurückgekehrt, daselbst „Mylord Chat“ genannt worden sei.¹¹⁵

Neben dieser funktionalen Sicht staatlicher Ordnung, welche die Katze aufwertete, stand das Erringen von Freiheit und Unabhängigkeit, für die die Katze stand und die Moncrif in seinem Lob der Katze so sehr betont.¹¹⁶ Fast überflüssig zu sagen, dass dieser Text des Aufklärungszeitalters die Katze auch deshalb rühmte, weil ihre Augen leuchteten und anders als die der Menschen Licht bräuchten, um zu sehen: „Die Au-

115 Moncrif, *Histoire des chats*, S. 95–97. Ob diese Geschichte stimmt, habe ich nicht geprüft. Shaw, Moncrif, S. 26, weist auf die zahlreichen erfundenen Nachweise bei Moncrif hin.

116 Schon in der Charakterisierung der Katze bei Moncrif, *Histoire des chats*, sind *liberté* und *indépendence* Kernbegriffe.

gen der Katzen tragen das Licht selbst mit sich.“¹¹⁷ Auch Chateaubriand soll die Unabhängigkeit der Katze bewundert haben, die der Hoheit zwar mitunter zu Gefallen sei, sich aber nie zur Schmeichelei erniedrige, wenn diese sich gegen die Freiheit stelle.¹¹⁸ Und fast prophetisch seine Vorhersage, dass es unmöglich sei, dass eine so aufgeklärte Nation bald die Katze überall begrüße – es müsste dafür aber die Vernunft das Vorurteil zerstört haben. Das aber gehe zögerlich vonstatten, sei demütigend für die Humanität und gegen das Interesse der Katzen.¹¹⁹

Der Gewinn der Freiheit war in Frankreich zugleich ein Angriff auf die Monarchie. Nachdem die Katze, so hoch gelobt und in den Kontext des Fortschritts gestellt, es 1784 in Form eines Reliefs schon als Allegorie der Freiheit in ein Zimmer König Ludwigs XVI. geschafft hatte, der gehofft haben mochte, Freiheit und Monarchie miteinander zu verbinden, gelang ihr der Triumph in der französischen Revolution, als sie in eine Allegorie der französischen Verfassung von Pierre-Paul Prud'hon gelangte und dort neben den gebrochenen Ketten der Tyrannei die neue Freiheit symbolisierte.¹²⁰ Kritische Zeitgenossen hätten, als Zedler- oder Lutherleser, freilich schon damals fragen können, wer denn nun die neuen Mäuse seien.

So war die Sache wieder einmal nicht klar und dabei blieb es: Seit soziale Beziehungen funktional gedacht werden (können), ist der Hund an der Seite des Herrschers durchschaubare Show, die Staatsjagd ein folkloristischer, später ein lächerlicher Akt, sie entlarvt die (freilich nicht in Bescheidenheit umschlagende) Hilflosigkeit des modernen Monarchen. Staatsmänner, die in der Gegenwart öffentlichkeitswirksam Hunde (Schäferhunde sind seit Hitler freilich tabu) halten, offenbaren sich überparteilich als Staatsschauspieler der Massenmedienmoderne. Soweit aber entlässt der Wandel in der Konzeption von Vertrauen, Herrschaft und Staat die Tiere noch nicht aus ihren alten Rollen im System der Symbole, dass bekennende Katzenhalter Wahlen gewinnen würden. Oder? Doch! Bill Clinton besaß die berühmte Katze „Socks“, hatte aber ein Einsehen und besorgte sich dazu einen Hund.

117 Moncrif, *Histoire des chats* S. 103: „Ceux des Chats portent avec eux la lumière même.“

118 Vgl. Champfleury, *Les chats*, S. 93–104. Im Londoner Exil lebte er bei einer Katzenhalterin.

119 Moncrif, *Histoire des chats*, S. 106 f: „cela est bien humiliant pour l'humanité, & bien contraire aux intérêts des Chats.“

120 Abbildungen bei Foucart-Walter/Rosenberg, *Maler und Katzen*, S. 17, und bei Champfleury, *Les chats*, S. 49–51; das Relief „Die Freiheit“ von 1784 stammt von Nicolas Beauvalet.